



Sofasophien, Fallmaschen & Herzgespinste

2016

© by Sofasophia

**Sofasophien,
Fallmaschen & Herzgespinste**

Weblog 2016

Denise Maurer

Inhalt

Willkommen auf Sophias Sofa.....	6
Eine kleine Hommage an die Menschen, die mein Leben reich machen	6
Ohne Titel #1.....	8
Danke.....	9
Genres.....	10
Wie sozial können Medien eigentlich sein?.....	11
Farben und Gerüche.....	11
Das Heimatding mal wieder.....	12
Mehr und weniger.....	13
Verborgene Formatierungen.....	14
Ich bin viele – du auch.....	15
Frühlingsgefühle.....	16
Die Weltverbesserung wäre ein großes Tuch.....	16
Tönen, hören, verstehen.....	17
Besondere Kinder in besonderen Büchern.....	18
In einem Zug zu lesen #5 – Der Mondtrinker von Göran Tunström.....	19
Von Fröschen und andere Zufällen.....	20
Was ich brauche?.....	21
Ein paar Schreibtricks.....	22
Was Kunst kann, kann nur Kunst.....	22
Gut gelandet.....	23
Diese Sehnsucht nach Erlösung.....	26
Immer mehr von immer weniger.....	27
Zwischen Menschen.....	29
Do It Your Selfie – bloß wozu?.....	30
Über das Recht auf das eigene Tempo.....	32
Das Ding mit dem Glück.....	33
Sicherheiten.....	35
Reisende sein.....	36

Lebensreisende sein.....	38
Sieben Jahre.....	39
Und noch eins.....	40
gleich und anders Der Film.....	41
1001. Herzgespinst.....	42
Zwischenräume.....	44
Mehr Platz für den Friedensbaum.....	45
Das Ding mit den Codes.....	46
Wahrscheinlichkeiten und das Dasein.....	48
Leben, träumen & schreiben.....	50
Winke-winke bis im August.....	51
Ankommen zu wollen?.....	51
Mut zur Pause.....	52
So Dekozöix.....	54
Das Schöne und das Biest.....	55
Sehen oder nicht und wenn ja, wie und womit.....	57
Wirklich und wahr.....	59
Auswahl.....	60
Dieses Erwachsensein.....	61
Das Dualboot der Seele	64
Bücher.....	65
Träumen und Teilen. Träume teilen.....	66
Eigentlich einfach.....	68
So oder anders, aber immer irgendwie.....	68
In einem Zug zu lesen #6 - Anna Salter.....	70
Und manchmal eben gar nicht.....	72
Next Exit.....	74
Halb oder ganz und unsere Interpretationen.....	75
Artgerecht und eigen-artig.....	77
Alle unsere Gummibänder.....	78
Zettelzöix.....	79

Im Reisebus.....	80
Auf den Baum klettern.....	83
In einem Zug zu lesen #7 - Die hellen Tage von Zsuzsa Bánk.....	83
Schreibenmüssen.....	85
Nichtstun oder nicht Nichtstun, das ist hier die Frage.....	86
Suppenkochereien.....	86
Schreibtagebuch #1.....	86
Keine Regel ohne Ausnahme - Liebster-Award again.....	87
Beim Tod von Kindern sind wir erstmal sprachlos.....	91
Das Flussnoten-Poster ist da.....	92
Herbstblattgold.....	92
In einem Zug zu lesen #8 - Die Spuren meiner Mutter von Jodi Picoult.....	93
Gedanken zur Nützlichkeit.....	94
Die Notwendigkeit von Stille.....	95
Ohne passenden Titel.....	96
Ich habe mich zurückgezogen, um im Innen zu suchen.....	97
Verdichtung.....	99
Das Vielleicht-Ding namens Leben.....	100
Stummes Gespräch.....	102
»Viel mehr als Traurigkeit« - Depression und das Leben mit ihr.....	103
Drüberreden hilft - Depression im Alltag.....	104
Zentrifugalkraft.....	105
Mehr oder eher weniger frei?.....	105
Das Ungleichnis vom Autobahntroll.....	106
Ja und Nein und das Etwas mittendrin - neuaufgelegt.....	109
Ungekünstelt.....	110
Ein Kunstaufflug nach Meisenthal - Nachlese.....	111
Was nix kostet, ist nix wert.....	111
Was zählt und warum.....	112
Empathie.....	114
Wildnis hin oder her.....	115

Homo non sapiens.....	116
Empathie ist mehr.....	117
Innen und außen.....	117
Zwischen den Jahren #1.....	118
Zwischen den Jahren #2.....	118
Neues Jahr und so.....	118

Willkommen auf Sophias Sofa

Nimm Platz und lass dich mitnehmen auf Kopf- und Herzreisen, durch ein Jahr gelebtes Leben ...

In diesem Buch findest du ganz unterschiedliche Alltagstexte, wie ich sie schon seit Jahren unter dem Pseudonym Sofasophia veröffentliche.

Im wirklichen Leben bin ich eine im Jahre 1965 geschlüpfte Frau, die dem Rätsel des Lebens auf der Spur ist.

Ich liebe Geschichten. Geschichten und ihre Menschen. Menschen und ihre Gefühle, Erfahrungen, Erlebnisse, Erkenntnisse, Träume, Traumata, Gespenster, Gespinnste und Gewebe. Handwerk sowie Hirn- und Herzakrobatik, Farben und Zahlen. Sogenannten Fakten misstrauere ich. Bilder, die vorgeben, die Wirklichkeit exakt wiederzugeben, sind mir suspekt. Wohl deshalb gestalte ich gerne auf meinem iPhone – mit Hilfe von Bearbeitungsprogrammen – die angebliche Wirklichkeit mit.

Wird eine Geschichte von mir gedruckt, steht dahinter oder darunter ungefähr dies:

“Seit sie die Buchstaben entdeckt hat, webt Sofasophia mit Wörtern und Sätzen und schichtet so Innen- und Außenräume in Textgestalt um. Sie verwebt Sicht- und Unsichtbares, Menschen, Geschichten, Bilder und Farben. Geprägt von ihrer Arbeit mit Menschen aus Randgruppen, stellt sie gerne schreibend Fragen zu den Abgründen und Schönheiten des Lebens. Sie publiziert Artikel und Interviews in Zeitschriften und im Internet und hat in mehreren Anthologien Kurzgeschichten veröffentlicht.”

Eine kleine Hommage an die Menschen, die mein Leben reich machen ...

Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind nicht zufällig, sondern voll und ganz beabsichtigt ... :-)

J.

Lieblingsmensch, Freund, Liebster, Kollege, Mitreisender, Lebenswegbegleiter, Paralleluniversum, Fixstern, Suchender, Findender, Künstler, Fotograf, als Autor und Blogger tätig unter dem Pseudonym Irgendlink (siehe Blogroll). Doch in aller erster Linie einfach ein wunderbarer Mensch. Begegnet sind wir uns Anfang 2009 erstmals zwischen den unergründlichen Fäden des weltweiten Netzes der virtuellen Welt hängend. Als gegenseitig Lesende unserer Texte. Zufällig. Später sahen wir uns auch im realen Leben. Dem Serendipitätsprinzip verdanken wir es, dass wir uns näher gekommen sind und nun den Weg unter unseren Füßen gemeinsam erforschen.

Von März 2011 bis März 2012 lebten wir auf dem gleichen Stück Land, einsames Gehöft genannt, in der Südpfalz/Deutschland. Im März 2012 bin ich wieder in die Schweiz, in den Aargau,

übersiedelt. Mein Heimatland ist offenbar für mein Wohlbefinden sehr wichtig. So wichtig, dass ich dafür sogar eine Fernbeziehung in Kauf nehme.

+++

Die Reihenfolge der folgenden Auflistung meiner Lieblingsmenschen habe ich nach der Dauer, die wir uns kennen, priorisiert ...

(Im Blog folgt hier eine Namensliste ...)

+++

So viele Menschen, die mein Leben bereichern.

So viele Orte, die mich bezaubern.

So viele Dinge, die mein Leben beglücken.

Bin dankbar ...

Ohne Titel #1

Die Schreiblust kommt und geht. Ist mir Freundin, wie immer.

Die Lust, geschriebenes zu veröffentlichen, zu verbloggen, jedoch ist verblasst.

Noch ist da irgendwo eine Art Hoffnung, dass diese verblasste Lust verstanden werde.

Das Blog als Notizbuch zu verwenden, wie mir vorgeschlagen wurde, könnte eine Idee sein, das Blog nicht einäschern zu müssen.

Nur ... wozu sollte ich veröffentlichen, was ich mir notiere?

Als Prozesstagebuch könnte ich es einsetzen, riet eine andere weise Stimme. Ja. Gute Idee.

Aber wozu sollte ich veröffentlichen, was in mir an Prozessen abläuft?

Schnitt. Schwenk ins Büro. Brotjob.

Ich mag es

versus

ich mag es nicht,

wenn andere mir dreinreden.

Ich mag es

versus

ich mag es nicht,

wenn Menschen (höchstens und ausnahmsweise Freundinnen und Freunde) mir ihre Gedanken zu meinen Prozessen geben, bevor ich den Prozess selbst gemacht habe.

Ehrlicher ist beide Male das zweite – wobei es Ausnahmen gibt, wenn die Gedanken von außen genau das Puzzleteil liefern, das ich suchte. Wie Lottospielen ist das Mitreden. Viele Nieten.

[Replies from Hell nennen wir Twitternde solche Stimmen böse, wir twitternde KarikaturistInnen des Lebens.]

Im Büro wie im Leben gilt: ich will die Dinge selbst erfahren, wenn nötig erfinde ich auch gerne das Rad neu. Und wenn ich dabei das Kind mit dem Bade auskippen muss ...

Klar bin ich kritikfähig. Natürlich. Oder ich tue wenigstens geschickt so als ob.

„[Ich] ahmte eine, die ihren Platz im Leben gefunden hatte, meisterlich nach.“

Hilla Palm in: Aufbruch von Ulla Hahn

– SoSo (@_auchICH) 7. Januar 2016

Die Übung – es war in irgendeinem der vielen Kurse und Weiterbildungen meines Lebens – ging so, dass wir im Kreis standen. Jeder mit seiner Vorderseite sehr nah (eigentlich viel zu nah für

Menschen wie mich) an der Rückseite des Menschen vor ihm. Ein enger Kreis war das, ein sehr enger Kreis. Wir setzten uns einander auf den Schoss. Und ja, irgendwie fühlte sich das sogar ziemlich gut an.

versus

Früher habe ich mich immer aus Überzeugung und Glauben an meine Unwürdig- und Minderwertigkeit zuunterst und zuhinterst in der Hackordnung eingeordnet.

Diese Überzeugung habe ich verloren. Nicht aber die Sehnsucht danach, ohne zum Scheitern verurteilte Formatierungsversuche meiner Umwelt zu leben:



Sehnsucht ist nicht Wunsch.

Wunsch ist nicht Bedürfnis.

Ohne Bedürfnisse zu leben stelle ich mir ganz wunderbar vor.

Danke

Liebe Menschen

Neulich habe ich einen wunderbaren Blogartikel bei Frau Rebis gelesen. Einen dankbaren. Die Idee hat mich gerührt, berührt.

Auch ich bin für vieles dankbar, obwohl meine letzten Artikel vielleicht das Gegenteil erahnen

lassen. Ich bin unterwegs auf nicht immer einfachen Wegen. Doch ich bin dankbar unterwegs.

Dankbar bin ich vor allem für all die lieben Menschen in meinem Leben, die mir den Raum geben, die zu sein, die ich bin. Mit all meinen ziemlich unbequemen Kanten, meinen unkonformen Gedanken, meinen halbgenutzten Ideen, mit meiner Geschichte und all meinen Ängsten.

Danke für das Vertrauen, das ihr in mich habt, dass ich es selbst schaffe. Und wenn nötig auch in der Lage bin, mir helfen zu lassen. Denn diese zwei Dinge sind es, die meines Erachtens einem Menschen am meisten dabei helfen, seine eigenen Erfahrungen zu sammeln, sie nach eigenem Ermessen zu betrachten und aus ihnen das zu lernen, was zu lernen ist. Und das ist ja, wie wir alle wissen, von Mensch zu Mensch sehr unterschiedlich.

Vieles habe ich erst spät in meinem Leben erkannt und gelernt, was andere schon in jungen Jahren begriffen haben. Weil es mein Weg ist, den ich gehe – mit allen Umwegen und Irrwegen, die mir niemand abnehmen kann. Meinen Weg kann niemand gehen wie ich.

Danke, dass ihr mir vertraut.

Und ja, ich danke auch meinen Leserinnen und Lesern, die ich weder persönlich noch via Mail und Blog wirklich kenne, die vielen stillen Mitlesenden. Danke, dass ihr da seid und an meinem Leben aus Distanz und doch nicht ohne Betroffenheit, sondern mit Mitgefühl teilnehmt. Und ich freue mich, falls ihr hier den einen oder anderen Impuls gefunden habt.

Danke, dass ihr da seid.

Wie es mit meinem Blog weitergeht, weiß ich noch immer nicht. Ich lasse es offen. Vor zwölf Jahren habe ich angefangen, Internettagebuch zu schreiben. Mit unterschiedlichen Alter Egos. Auf anfänglich handgestrickten Webseiten. Vielleicht ist es ja nun einfach genug?

Mein Schreiben wird zukünftig wieder persönlicher und privater sein. Ohne ich. Mehr auf der Ebene des Tagebuchs und eigener Geschichten, eigener Welten. Ohne ich.

Für alle, die meine Texte dieses Jahres nochmals lesen möchten und das lieber auf dem Reader lesen als am PC tun wollen, habe ich – nun schon das dritte Mal – meine Blogartikel, wenn auch ohne Bilder, zu einem eBook zusammengestellt (Link unten).

Liebe Grüße aus meiner Wörterstube
Sofasophia

Genres

Von allen literarischen Genres mag ich die Biografie und den Kriminalroman am liebsten. Das war schon immer so. Heute habe ich endlich begriffen, warum es für mich so ist.

Beide Genres streben nach Aufklärung, Lösung und dem Wiederherstellen einer durcheinandergebrachten Ordnung.

Wie sozial können Medien eigentlich sein?

Warum ich zurzeit mehr auf Twitter & seit gestern neu auf Ello bin als im Blog unterwegs bin? Weil es mir in dieser kurzen Form eher zurzeit am besten gelingt, meine Gedankensplitter und -blitze, Winzigweisheiten, möglichen Wahrheiten, Erkenntnisse, Lachmomente und Mitmenschlichkeiten in relativ konzentrierter Form in Worte zu fassen.

Nun ja ... die sogenannten sozialen Soziale-MedienmacherInnen wollen doch alle eh nur das Eine: Ihren Kundinnen und Kunden die von ihnen gewählten Inhalte servieren. Jene Inhalte, die grad am meisten Kohle bringen.

Machen wir uns doch nichts vor. Auch kostenlos bloggen, twittern, fb-en, ello-en hat einen Preis, denn Server, Hoster, Programmierende und Support kosten Geld.

Doch wo ist die Grenze zwischen Werbung und Manipulation? Darüber wurde gestern unter dem Hashtag #RIPTwitter heftig diskutiert. Twitter will, um die roten Zahlen wieder in schwarze zu verwandeln, möglicherweise die Timeline dem Zufall sprich gewissen Relationen überlassen. Wie bei Fakebuch. Nicht mehr chronologisch, chaotisch, zufällig ... sondern zensuriert, manipuliert. Die Ankündigung wurde inzwischen relativiert. Twitterpowerseidank.

Und ich bin noch immer da. Auch ich ... noch immer.

Farben und Gerüche

Ich erinnere mich daran, dass ich schon sehr früh, noch im Vorschulalter vermutlich, Geräusche und andere sinnliche Wahrnehmungen in Farben und/oder als Geschmack auf der Zunge oder Nase gesehen, geschmeckt oder gerochen habe. Synästhesie nennt sich das, habe ich vor ein paar Jahren gelernt.

Heute morgen habe ich eine ganz spezielle Erkenntnis gehabt. Dazu muss ich kurz sagen, dass ich ja nicht nur Dinge wie Geräusche, Menschen und anderes in Farben und Geschmack übersetze, sondern auch - oder sogar ganz besonders auch - Zahlen und Buchstaben. Als ich heute Morgen, warum auch immer, über Umlaute nachdachte, begriff ich folgendes: E ist eierschalenfarbenes Weiß, das die Farben von A (ein dunkles Mittelblau), O (erdfarbenes Dunkelbraun) und U (ein dunkles Grün) mit seiner Helligkeit verändert.

Meine Erkenntnis war: Auch in meiner synästhetischen Wahrnehmung kommt die klassische Farbmischalchemie zum Tragen.

Ich denke nicht oft über meine Synästhesie nach, sie ist einfach da, sie ist immer Teil von mir

gewesen, auch wenn ich erst spät gemerkt habe, dass es keineswegs üblich und normal ist, in Farben zu schmecken. Und Geräusche als Geschmack auf der Zunge wahrzunehmen.

Diese kleine Erkenntnis heute Morgen, so nicht weltbewegend sie auch ist, hat mich irgendwie gefreut. Sie lässt mich mein Mensch-Sein, mein So-wie-ich-bin-Sein spüren, sie macht mir klar, dass ich lebe, dass ich wahrnehme, dass ich Teil eines Netzes aus unverständlichen, aber als Farben, Gerüche und Geschmack wahrnehmbaren Impulsen bin.

Nicht mehr und nicht weniger.

Das Heimatding mal wieder

Es ist ja nicht so, dass ich fremdgehe. Es ist vielleicht eher so, dass ich einen Ort suche, der meinem aktuellen Schreibbedürfnis eher entspricht.

Am Anfang habe ich auf Ello ähnlich kurze Sätzchen und Gedankenketten gepostet wie ich es von Twitter her kannte, inzwischen habe ich mir dort eine kleine Sitzecke eingerichtet, wo ich gemütlich lesen und schreiben kann. Wäre Twitter eine Art Fastfood-Restaurant, wäre Ello ein gemütliches Café mit wenig Lärm, wenig Aufregung, wenig Hin- und Her, dafür mit vorzüglichen Teesorten, leckersten belegten Broten und wunderbaren Desserts. Selbstgemachtes Eis zum Beispiel.

Ausgelöst von einem Post über das Wohnen am Meer habe ich vorhin dort ein paar Zeilen geschrieben:

»... warum leben denn nicht mehr von uns am Meer?

Warum leben wir, wo wir leben? Und wieso leben so viele Menschen nicht so und nicht dort, wie und wo es ihrer Art und Natur eigentlich entspräche?

Ich höre euch antworten:

Wegen der Arbeitsstelle.

Wegen der Familie.

Bin hier geboren.

Habe hier ein Beziehungsnetz aufgebaut.

Mein Liebster kommt von hier.

Ich bin/fühle mich hier zuhause.

[...]

Nun ja, bei mir ist es vielleicht so, dass ich wohl etwa 50% meiner Zeit am liebsten an einem Meer wohnen wollen würde. Mal an einer Mittelmeer- oder Atlantikküste Frankreichs oder Portugals (Italien und Spanien eher nicht, allenfalls eine Insel?), mal sehe ich mich auf einem Hausboot, mal in Südschweden - Kattegat oder Skagerrak -, mal an der schwedischen Ostsee, am baltischen

Meerbusen ...

Aber ich würde ebenso gerne (!) zuweilen, sagen wir mal 25% meiner Lebenszeit, in den Bergen leben. Dort hätte ich ein paar Ziegen und einen Garten. Und natürlich Strom & Internet zum Schreiben. Ja, ehrlich, mindestens 75% meiner Lebenszeit wünsche ich mir eine Art Eremitenleben (zusammen mit dem Liebsten am liebsten).

In den restlichen 25% würde ich doch ganz gerne hier leben, in einem ziemlich großen Dorf in der Schweiz. Das Stadtleben habe ich lange genug gekostet, damals, als es dafür Zeit war. Doch jetzt - jetzt! - jetzt ist es Zeit für mehr Einkehr. Weniger Reize. Mehr Qualität. (Vielleicht ist es ja ein bisschen wie Ello?)

Unter uns: Genau das mag ich unter anderem am Älterwerden. Und auch sonst noch ein paar Dinge.«

Mehr und weniger

Wofür ich bin?

Für mehr lassen
und für weniger tun

Für weniger eilen
und für mehr stehenbleiben

Für mehr teilnehmen
und für weniger zuschauen

Für weniger sharen
und für mehr still sein

Für mehr Jede-auf-ihre-Weise
und für weniger So-macht-man-das-Punkt

Für weniger Stress
und für mehr Atemholen

Für mehr Weniger-ist-mehr
und für weniger Immer-mehr

Für weniger leisten
und für mehr genießen

Für mehr dürfen
und für weniger müssen

Für weniger lärmern
und für mehr singen

Für mehr kreieren
und für weniger zerstören

Für weniger rennen
und für mehr tanzen

Verborgene Formatierungen

Die meisten von uns wissen nichts von den verborgenen Formatierungen. Mit diesem geheimnisvollen Satz bin ich heute Morgen erwacht. Obwohl ich im Dunkel des frühen Morgen und der geschlossenen Fensterläden nicht wirklich viel sah, habe ich ihn auf meinen Block gekritzelt. So lesbar, dass ich ihn jetzt, Stunden später, noch immer entziffern kann.

Ich bin ja eine – wie man das wohl nennt? – eine, die nicht nur einen Satzzeichen- und Rechtschreibfimmel hat, ich bin auch eine, die einen währschafte(n) Formatierungsfimmel ihr Eigen nennt. Will heißen, wenn ich einen Text fertig geschrieben habe (ob Geschäftsbrief oder Mail oder Blog oder Ello ist dabei einerlei), wird der nicht nur inhaltlich, sondern auch optisch in eine Form gebracht, die meinem ästhetischen Empfinden so gut wie möglich entspricht. Da dürfen zum Beispiel keine zu viele Leerzeilen zwischen den Zeilen sein. Obwohl mir ja auch das, was zwischen den Zeilen steht, wichtig ist.

Je nach Format – Software, App oder Officeprogramm – weiche ich zum Beispiel auf den harten Zeilenumbruch aus – CTRL plus Enter – um eine leere Zeile, resp. die Eröffnung eines neuen Absatzes, auszuschließen. Bei WordPress (wenn man im visuellen Modus arbeitet) bedeutet Enter beispielsweise immer einen neuen Absatz, was, gerade bei lyrischen Texten eine meist unerwünschte Zeile vor der nächsten Zeile bedeutet – und in meinen Augen hässlich aussieht, zerrissen, auseinandergerissen. Da hilft eben nur besagter harter Zeilenumbruch beim Vermeiden.

Bei den diversen von mir benutzten Office-Programmen arbeite ich übrigens immer im Modus namens „alle Zeichen sind sichtbar, auch Leerschläge und Zeilenschaltungen“. Weil ich damit mögliche überflüssige Leerschläge und leere Zeilen ausschließen kann. Die dafür notwendigerweise zu wählende Einstellung sieht fast überall gleich aus. Achtet auf das seitenverkehrte P mit einem Brett im Rücken (¶), wenn ihr die geheimen Zeichen sehen wollt.

(Noch da?) Ja, es gibt da eine Parallelwelt, eine Welt der verborgenen Formatierungen, von denen Normalsterbliche – nun ja, sagen wir NormalnutzerInnen – meist keine Ahnung haben. Auch mir sind noch längst nicht alle Schleichwege auf diesem gar nicht so fernen Planeten vertraut, dennoch gibt es sie, und dennoch funktionieren und wirken ihre Gesetzmäßigkeiten. Aber sie sind Geheimnisse für all jene, die ihre Naturgesetze nicht kennen und natürlich auch für alljene,

denen diese Gesetzmäßigkeiten egal sind ... Geheimnisse, die also nur für all jene zählen oder gar sichtbar sind, die ein bisschen mehr „sehen“, die bei einem Text auch nicht nur den eigentlichen Inhalt zu sich nehmen, sondern die, wie ich, mit dem Auge mitlesen. Mitessen hätte ich beinahe geschrieben.

Nein, natürlich ist das nicht wichtig. Von einem schön formatierten Text wird niemand satt (GrafikerInnen mal ausgenommen), und es gibt weiß Göttin wichtigere Dinge. Und ja, das hier ist natürlich nur ein Beispiel. Nennen wir es eine Metapher. Eine Metapher dafür, dass jedem von uns etwas anderes wichtig ist. Und jede von uns einen Blick für etwas hat, das andere nicht sehen, nicht sehen können. Und dass es doch schön ist, etwas zu sehen, zu verstehen und zu können, ohne sich deshalb besser als andere zu fühlen. Denn die andern sehen Dinge, die ich nicht sehen kann.

Und wenn sie mich darauf aufmerksam machen, sehe ich sie vielleicht auch.

Ich bin viele – du auch.

Jeder von uns ist mehrere, ist viele, ist ein Übermass an Selbsten. Deshalb ist, wer die Umgebung verachtet, nicht derselbe, der sich an ihr erfreut oder unter ihr leidet. In der weitläufigen Kolonie unseres Seins gibt es Leute von mancherlei Art, die auf unterschiedliche Weise denken und fühlen.

aus: Fernando Pessoa, Livro do Desassossego, Aufzeichnung vom 20.12.1932

Wenn ich viele bin, warum soll ich nicht an unterschiedlichen Orten unterschiedliche Anteile meiner Selbst leben? Manche im Stillen – nur für mich sichtbar oder sogar für mich selbst nicht nachvollziehbar –, manche im realen Leben, manche in den sozialen Medien, in meinen Blogs, auf Ello, auf Twitter ... Und ja, das alles bin ich. Mehr noch bin ich mehr als die Summe aller dieser einzelnen Teile. Und du auch.

Ich entscheide mich – bis auf weiteres zumindest – dieses Blog hier für eher philosophische Artikel von allgemeinem Interesse zu verwenden.

Die Innenansichten gehören – bis auf weiteres zumindest – an andere Orte (privates Blog, Ello und Tagebuch).

Mal schauen, wie das so funktionieren wird. Und ja, die Kommentare lasse ich ausgeschaltet. Ich will lieber keine Kommentare-Beantworterin sein als eine nur oberflächliche.

Frühlingsgefühle

Ja, ich bin ein Frühlingskind. Es ist definitiv meine Lieblingsjahreszeit. Dieses Aufbrechen spüre ich fast körperlich, trotz der aktuellen Oft-Müdigkeit, nistet sich etwas, das nach Neuanfang

riecht, in mir ein.

Der Wald hat mich gerufen, gestern schon. Heute auch. Ja, er ruft oft. Manchmal gehorche ich.

Dann horche ich. Höre. Schaue. Rieche.

Die Weltverbesserung wäre ein großes Tuch.

Die Weltverbesserung wäre ein großes Tuch. Eins, das gewoben wurde, um alle zu wärmen, alle einzuhüllen, alle zuzudecken und allen Geborgenheit und Heimat zu geben. Ein riesengroßes Tuch also und ganz viele Menschen haben es zusammen gewoben, gestrickt, gehäkelt, gesponnen, es zusammengenäht und ja, das sieht man auch. Homogen ist es nicht wirklich, eher ziemlich derb, und rau und die einen Zipfel sind ein bisschen ausgeleiert, während andere im Laufe der Zeit steif geworden sind, andere verfilzt und an einige Ecken haben sogar Motten ihre Spuren hinterlassen. Kurz und gut, unser großes Tuch ist ein bisschen wie wir Menschen, die wir ja nur ihr Bestes wollen, der Welt Bestes, das Beste für alle.

Und natürlich wissen wir alle – genau oder ungenau, was das ist. Nun ja, ich und du, wir wissen es natürlich ein bisschen besser als die da drüben, die unter dem steif gewordenen Stück der Decke stehen. Und die da drüben, wo es schön farbig ist, wissen es vielleicht genauso gut wie wir. Vielleicht. Oder sogar ein bisschen besser?

Und wie geht es wohl bei jenen vis-à-vis, die mit ihrer Wut auf alles? Eigentlich müsste deren Wut ja die Decke ausdehnen, weiten und noch reicher machen – zumindest wenn man all ihre Wut in Energie umrechnen könnte.

So stehen wir alles da, halten einen Zipfel der Decke, des riesigen Tuches, und wollen jenen Teil der Welt, der uns ganz besonders am Herzen liegt, ein bisschen fester zudecken. Wollen heilen. Wollen das Beste für.

Wir ziehen ein bisschen, damit auch wirklich alles gut zugedeckt ist. Aber halt, was ist das? Die da drüben ziehen ja auch an der Decke. In ihre Richtung. Dahin, wo sie es notwendig finden, dass.

Und da, da drüben, ruckeln die Wütenden. Auch sie finden, dass.

Wie jetzt? Ist unsere Decke doch nicht groß genug für alle?

Tönen, hören, verstehen.

Alle Begriffe, alle Wörter, die wir sprechen, sind gefüllt mit unseren Erfahrungen. Alles ist Interpretation. Neutrale Begriffe gibt es nicht. Und zum Begriff kommt der Kontext.

Das Wort *normal* zum Beispiel, wie ich neulich auf Twitter gemerkt habe, ist je nach unserer

Herkunft, sehr unterschiedlich gefüllt. Für mich ist und war es immer eine latenter Sehnsuchtsbegriff. Normal zu sein, nicht anzuecken, nicht aufzufallen, hatte ich mir schon als Kind gewünscht. Einfach weil ich nicht gerne anders bin.

Auch das Wort **anders** hat viele Gesichter. Ich plädiere für Weitung des Begriffes Normalität. Und es fragt sich, ob es ihn im menschlichen Umfeld überhaupt braucht. Wenn Papiergrößen, Schraubenmuttern und Litermaße genormt sind, ist das etwas anderes, aber bei Menschen? Denn, seien wir ehrlich, jede und jeder von uns hat einen Bereich in dem sie oder er von der sogenannten Norm abweicht.

Und wie sagt Frau Lakritze so schön? »Die einzig normalen Menschen sind die, die man nicht besonders gut kennt.« Recht hat sie.

Was der einen arrogant vorkommt, empfindet der andere frustriert. Was der eine so, findet die andere so. Und dabei spielen nicht nur persönliche Unterschiede und Prägungen eine Rollen, sondern oft auch kulturelle. Nehmen wir Kuchen.

In der Schweiz zum Beispiel bedeutet Kuchen je nach Region etwas anderes. Im Kanton Bern ist der Kuchen das, was im Kanton Zürich die Wähe. Nämlich so was ähnliches wie die Quiche in Frankreich. In Zürich ist Kuchen das, was in Bern ein Cake oder eine noch nicht gefüllte Torte. Und die Wähe des Zürchers und der Kuchen der Bernerin? Sie ist ein dünn ausgewallter Teig mit Früchten oder Gemüse gedeckt und mit süßem oder salzigem Eiermilchguss gebacken. Eben Wähe, Tünne, Kuchen.

Gehen wir einen Schritt weiter zum

Käsekuchen in der Schweiz? Logisch: salzig, aus Käse, ein herrliches Mittagessen.

Käsekuchen in Deutschland? Das heimatlichste Gebäck ever, sagen viele. Logisch, dass es süß ist, aus Quark, ein köstlicher Nachttisch.

Als ich vor sechseinhalb Jahren, Irgendlinkseidank, meine deutschen Nachbarinnen und Nachbarn besser kennenzulernen begann, stießen wir auf mancherlei Wörter und Begriffe, die unterschiedliche Bedeutung haben.

Paprika nennen meine deutschen NachbarInnen das, was ich Peperoni nenne, und ihre Zucchini heißt bei uns im Laden Zucchetti.

Estrich ist in der Schweiz das, was den Deutschen der Dachboden.

Estrich ist in Deutschland das, was in der Schweiz der Fußboden (oderrr???) und wenn ihr Deutschen diesen kehrt, wischen wir ihn. Wenn wir wischen, kehrt ihr. Darüber stolpere ich auch nach heute noch zuweilen, über Besen und Schrubber sozusagen.

Mir ist heute, als ich mit einem vierzehnjährigen Eritreer, der seit sechs Monaten mit seiner Familie in der Schweiz lebt und an unserer Schule den Integrationskurs besucht, am Tisch saß,

bewusst geworden, wie mächtig Gewohnheiten sind, wie stark Wörter wirken, wie unterschiedlich Musik verstanden wird und auch auf wie viele Arten sie klingen kann. Und wie sehr wir Geprägte sind, wir alle, Geprägte unserer Kultur.

Im Werkunterricht, so erzählte er, baue er zurzeit sein Instrument, Krar, das er in Eritrea gespielt habe. Er zeichnete uns, die wir mit ihm am Tisch saßen, etwas auf Papier, das wir Zither nannten. Mit Saiten. Und ich hoffe so sehr, dass er, wenn er das Instrument fertig gebaut hat, darauf ein Stück Heimat finden wird.

Besondere Kinder in besonderen Büchern

Vielleicht wechsele ich mein Lieblingslesegenre. War ich früher eine Liebhaberin von Biografien, klassischen Entwicklungsromanen und Romanen mit philosophischem oder lebenshilfreichem Inhalt, bin und war ich nun schon seit einigen Jahren eine sehr leidenschaftliche Krimileserin und Krimiguckerin.

Weder Thrill noch Blut und Geballer aber sind es, die mich an Krimis faszinieren, eher faszinieren mich die psychologischen Komponenten. Wie Menschen ticken. Wie sie in Ausnahmesituationen reagieren, agieren, wie sie sich und andere Menschen behandeln. Dass es in den meisten Krimis eine Art Happyend gibt, mag ich ebenfalls. Doch das ist ja längst nicht mehr überall so. Und das muss es auch nicht. Weil die Welt ... nun ja.

Doch jetzt wechsele ich vielleicht das Genre, denn in letzter Zeit stelle ich bei mir eine latente Krimiüberdrüssigkeit fest. Fast als hätte ich nun alles gesehen. Bin ich abgestumpft?

Vor einigen Wochen hat mir eine Ello-Freundin die Bücher von Ransom Riggs empfohlen. Band 1 – Die Insel der besonderen Kinder – kommt im Herbst ins Kino und darauf freue ich mich schon sehr. Eben lese ich bereits Band 2: Die Stadt der besonderen Kinder.

Nicht erschrecken: Das hier ist Fantasy. Aber anders, als ich mir bisher Fantasy eben vorgestellt habe. Nun ja, ich kannte ja bisher nur Harry Potter und Narnia, falls man diese zwei Serien in ein Genre packen will und muss.

Aber eigentlich ist es mir egal, wie das Genre heißt. Ich mag die Geschichten, ich mag die Figuren, ich mag die Gedanken darin, die Dialoge, die Abenteuer und ich mag, was diese zwei Bücher mit mir machen. Ich werde wieder Kind, sogar wie ein eins dieser besonderen Kinder aus dem Buch.

Was sie so besonders macht, sind ihre Gaben. Emma kann mit ihren Händen Feuer schaffen, Millard ist unsichtbar, Jacob sieht die Hollows, die dunklen Mächte, Olive ist leichter als Luft ... Gaben, die für die Welt da draußen nicht nachvollziehbar sind, magisch, unheimlich, unnützlich, andererseits aber auch begehrenswert, besitzenswert, vermarktbar.

Was ist dieses Anderssein, dieses Besonderssein? Keine Schwäche, wie es ihnen als kleine Kinder

eingeredet wurde, bevor sie von ihrer Hüterin und Ziehmutter Miss Peregrine entdeckt und auf die Insel geholt wurden, wo sie – geschützt in einer Zeitschleife – ein wunderbares, glückliches Leben gelebt haben, bis ...

Nein, ich will nicht über die Geschichten an sich schreiben, denn die lest ihr entweder selbst oder guckt euch auf den Links unten die Zusammenfassungen an. Schreiben will ich über das Faszinosum dieser Geschichten. Ich erkenne mich wieder in den Kindern, in ihren Sehnsüchten, in ihrem Kampf gegen die Welt da draußen, im erlebten Unverständnis, das ihnen und ihren Besonderheiten entgegengebracht wird. Ich erkenne mich wieder.

Die Sehnsucht, ein Problem lösen, ein Leben retten, ein Unheil abwenden zu können: es ist so unglaublich menschlich. So ganz anders menschlich als das, was um uns herum tagtäglich geschieht. All dieser Unmenschlichkeit und Tristesse trete ich mit diesen zwei Büchern, mit diesen Geschichten entgegen, die mich eine Zeitlang aus der Zeitschleife des Hier und Jetzt in eine andere Zeit, in eine andere Welt zaubern.

Und ja, darum liebe ich diese Bücher. Und ich freue mich schon auf Band 3. [Hoffentlich wird er bald auf Deutsch übersetzt, sonst muss ich ihn auf Englisch lesen.]

Ach, und nicht zu vergessen: Die beiden Bücher sind echte Augenweiden. Ob als eBook oder in Papier: Wunderbar gestaltet sind sie und mit antiken Fotos illustriert.

In einem Zug zu lesen #5 - Der Mondtrinker von Göran Tunström

Ein Wohlfühlbuch mal wieder, nach und neben Ulla Hahns Biografie und anderen Büchern, die ich gleichzeitig lese und die mich eher aufwühlen.

Ich bin mal wieder literarisch nach Island gereist, doch diesmal ohne Leichen und sonst wie Horror. Außer dem des ganz alltäglichen Wahnsinns.

Das Buch erzählt die Lebensgeschichte eines jungen Isländers, dessen Mutter früh gestorben ist und dessen Vater einen ganz besonderen Blick auf ihr Leben und die Vaterliebe hat. Und auf die Welt da draußen. Und auf das Wissen in Büchern und im Herzen.

Das Zusammenleben der beiden ist nicht wirklich voller Ereignisse, doch was wirkt, wirkt unter die Haut.

Der Ich-Erzähler gewährt uns zudem einen Blick hinter die Kulissen eines selbständig gewordenen Landes, spricht mit Humor und Schalk, mit Wehmut auch und kritisch, aber dennoch durch und durch liebevoll über sein Land, einem Land der Wörter, Klänge, Poeten und Metaphern.

Ich weiß nicht mehr, woher ich es habe, dieses kleine Taschenbuch, noch wie lange es schon in meinem Stapel der zu lesenden Büchern gelegen hat. Nun aber ist seine Zeit gekommen.

Diese Vater-Sohn-Liebesgeschichte ist so berührend und wohltuend, so nährend, dass ich ihm auch achtzehn Jahren nach seinem deutschen Erscheinen viele LeserInnen wünsche.

Von Fröschen und andere Zufällen

Man denkt ja immer: Ich will dann kein schlimmes Alter, bitte-bitte, liebes Leben, verschone mich. Und dann wird man allmählich älter und ist dabei wie der berühmte Frosch* im Wasserbad, das sehr langsam erhitzt wird. Man gewöhnt sich, wie der Frosch, an die steigende Hitze. Man – die älter werdende Frau, die ich bin – gewöhnt sich an die Gebrechen. An den Rücken, der zwickt, an den Tinnitus sogar, der lauter geworden ist. Man denkt, dass das irgendwann ist, später, in der Zukunft, das mit den sich mehrenden Gebrechen, später irgendwann, und man merkt gar nicht, dass es schon jetzt ist und dass man mittendrin ist in diesem Älterwerden mit seinen Gebrechen da und dort.

Ich glaube ja eigentlich an Gesamtzusammenhänge. Von daher muss das wohl auch etwas mit mir zu tun haben. Aber wenn ich an Gesamtzusammenhänge glaube, muss dann nicht alles, was je geschehen ist, etwas mit mir zu tun gehabt haben und war nicht einfach nur Zufall? Und wenn Gesamtzusammenhang, dann wie? Und muss ich es verstehen?

Anders gesagt: Versteht jemand die Zusammenhänge oder ist das eine Frage des Ausschnittes?

Hängt zwar alles naturgemäß zusammen, aber niemand sieht das ganze Bild. Vermutlich.

Weil das ganze Bild gar nicht auf eine Karte passen würde und wegen all der Kurven und Knicken und Ecken und Rundungen – wie bei der Weltkugel – die Proportionen eh nicht originalgetreu wiedergegeben werden können. Geschweige verstanden. Ein großer, in sich zusammenhängender Zufall also. Ja, vielleicht.

* Mag ja sein, dass sich Menschen so verhalten, wie sie es Fröschen unterstellen, nämlich, dass sie sich an die Umgebungshitze gewöhnen, doch ganz offensichtlich ist es in Wirklichkeit bei den Fröschen ein bisschen anders.

Was ich brauche?

Eigentlich ist es ja ganz gut, dass nicht alle sind wie ich. Viele Berufe würden nämlich gänzlich aussterben, wären alle wie ich. Es gäbe zum Beispiel keine Fernseher und keine Radios, weil ich nie Radio höre und Fernsehen gucke (das Dauer-Gelabber macht mich viel zu hibbelig, Werbung vor allem, Stimmen, Reden). Es gäbe keinen herkömmlichen TV-Betrieb außer den werbefreien Mediatheken. Und es gäbe keine Metzgereien, keine Nur-Fleischgerichte-Restaurants, keine Einkaufsmalls, keine Zeitungen, keine ... ach, ich könnte bestimmt eine sehr lange Liste schreiben,

wenn ich wollte, ich partielle Konsumverweigerin ich.

Wie gesagt: Es ist wirklich gut, dass es so verschiedene Menschen mit so verschiedenen Talenten, Interessen, Fähigkeiten gibt. Aber was wollen und was brauchen wir wirklich, wir KonsumentInnen wir?

Seit vier Jahren und einem Monat lebe ich nun in W. und kaufe seither meistens im kleinen Dorf-Laden ein. Zwar ist es eine Filiale eines der zwei größten Genossenschaftsgroßverteilern der Schweiz, aber der in W. ist eben recht klein, überschaubar und irgendwie persönlich. Dennoch mit einem ziemlich breiten Sortiment; von allem was, aber nicht von jedem Ding tausend verschiedene Produkte und Marken zur Auswahl. Meistens kaufe ich mit Rad, Rucksack und Korb ein, für eine Woche. Und meistens reichen Korb und Rucksack. Einen Einkaufswagen brauche ich nie.

Heute habe ich das erste Mal, seit ich hier lebe, bei der Einkaufsmall zwischen den Dörfern, die ich bisher immer links liegen gelassen habe, zwischengestoppt.

Ehrlich, eigentlich bin ich da ja nur hin, weil ich vermutete, dass sie das Bio-Spülmaschine-Mittel haben, das der kleine Laden nicht hat. Nun ja, das haben sie, aber sie haben eben, wie ich heute merkte, auch sonst noch ein paar Sachen. Was für eine Auswahl an Gemüse, an Joghurts, an Käsesorten, an Vegi-Produkten! Und Bürokrum auch gleich – Kopierpapier brauche ich eh bald wieder. Und diese Biersorten!

Mein Korb war längst voll, ich holte an der Kasse einen zweiten und auch den füllte ich locker. An der Kasse reichte das Förderband nicht für alles und ich fühlte mich ein bisschen wie eine Falschspielerin, wie eine mit riesiger Familie zuhause ... Wobei ... bald kommt ja der Liebste zurück von Spanien. Und ehrlich: der Kühlschrank ist auch fast leer ...

Was ich sagen will: Es tut gut, ab und zu über seine eigenen Vorsätze, Prinzipien und so weiter zu stolpern und mal Dinge zu tun, die man sonst nicht tut, weil. Und echt jetzt: die Bio-Mandelmilch ist wirklich genial. Und ja, wirklich, mir gehts nun wieder ein bisschen besser als heute Morgen.

Auch dass ich mich mal richtig über Regen freuen würde, hätte ich auch nie gedacht. Heuschnupfen ist dann nämlich viel erträglicher.

Ein paar Schreibtricks

Ich schreibe gerne über das Schreiben und ich lese gerne, wenn andere über das Schreiben schreiben. Aber noch lieber, schreibe ich einfach.

Dennoch gebe ich euch hier vier Schreibtricks von Ksenia Anske, einer russisch-amerikanischen Autorin, weiter:

1. Imagine you're describing a movie.
2. Think about all five senses.
3. It's the little things that matter.
4. Orient us like we're lost.

1. Stell dir vor, einen Film zu beschreiben.
2. Denke mit allen fünf Sinnen.
3. Es sind die kleinen Dinge, die zählen.
4. Führe deine LeserInnen, als hätten sie sich verirrt/als seien sie verloren.

Quelle: Ksenia Anskes Blog

Ich glaube, dass diese Ansätze für fast alle Genres taugen. Auch für Lyrik.

So zu schreiben ist eine sehr sinnliche, hingebungsvolle Art, die Lesenden in die eigene Welt mitzunehmen, ihnen unseren Blick auf die Welt zu zeigen und ihnen danach zu überlassen, wie sie damit umgehen.

Was Kunst kann, kann nur Kunst

Manche Leute können ja nicht wirklich etwas mit Kunst anfangen, sagen gar Dinge wie »Also, ich verstehe ja wirklich nichts von Kunst«. Sie scheinen, will mir scheinen, kein Bedürfnis danach zu haben, aus sich heraus etwas Eigenes, etwa Ursprüngliches, etwas Originelles zu schöpfen. Machen sie Fotos, gehören diese in die Kategorie Schnappschüsse, Erinnerungen und Zeitdokumente. Und ja, das darf so, kein Thema. Wir alle sind sehr verschieden. Und das ist gut.

Wenn man solche Bilder aber im Internet als Kunst bezeichnet, schrecke ich ein bisschen zusammen. Wie jetzt? Ich soll diese Collage, diese eher unscharfen Naturbilder, als Kunstwerk verstehen? Oder ist – was ich eher vermute – das Gesehene, das Abgeknipste, die Natur selbst, dasjenige, was ich als Kunst verstehen soll?

Und schon bin ich mal wieder mitten drin in der ewigen Streitfrage, was denn nun bitteschön Kunst an der Kunst sei. Diese Frage umfasst für mich definitiv auch den Aspekt, was Kunst soll und will und kann. Ich glaube, die meisten hier sind mit mir einverstanden, wenn ich sage, dass Kunst viel mehr ist als etwas ‚einfach nur abzubilden‘. Zumal es die wirkliche Wiedergabe eins zu eins, also die Wiedergabe eines Objekts, eines Erlebnisses, eines Dings, in ein Bild, nicht gibt. Weil nur schon der ausgewählte Ausschnitt durch die Kamera, den Bildrahmen, den gewählten Moment, den man erzählt, eine Einschränkung, oder, neutraler, eine Veränderung des Objektes, im Verhältnis zum Original, darstellt.

Kunst ist meiner Meinung nach – im Unterschied zu Handwerk und zu Kunsthandwerk – einzig oder mindestens primär dem Ausdruck einer Erfahrung, eines Gedankens, einer Idee der oder des Kunstschaffenden verpflichtet, also der Interpretation des ausgewählten Etwasses. Dies dann

allerdings unter Anwendung zuvor erworbener Kenntnisse. Und unter Anwendung des Wissens darüber wie dieses eingesetzt wird.

Ein Beispiel gefällig? Wenn ich schreibe, schreibe ich unter Anwendung und erworbener Kenntnis vom Rechtschreib- und Satzzeichenregeln (Pflicht, Wissen, Können), doch ich fülle die Zeilen auf eine Weise, die meinem Bewusstsein und meinem Bedürfnis entspricht (Kür, Kunst, Ausdruck).

So gesehen ist Kunst, banal gesprochen, ein Transportweg. Ich transportiere die mir auf dem Herzen brennenden Inhalte – von humorvoll über politisch zu philosophisch – auf die mir am meisten entsprechende Ausdrucksweise (Bild, Ton, Film, Text etc.).

Kann pure Natur, kann diese Schönheit, die ein Mensch mit seinen Augen betrachtet und gewürdigt hat, als er den Auslöser drückte, kann sie also Kunst sein?

Ich frage lieber so: Will Natur überhaupt Kunst sein oder ist Natur nicht sogar das Gegenteil von Kunst, gewachsen, entstanden aus der Ursprungskraft allen Lebens, aus dem Leben selbst? Eben nicht als Kunstform, als etwas Künstliches, als etwas Geschaffenes, als etwas mit Botschaft für uns Menschen, für uns Kronen der Schöpfung, sondern als die Reinform allen Seins. Natur eben.

Nicht für uns Betrachtende, Bewundernde und Staunende, auch nicht für uns Nutzende, sondern um ihrer selbst willen.

Werden. Sein. Vergehen.

Gut gelandet

»... im Roman wäre der Flieger abgestürzt. Ne. Lief alles prima.« So twitterte Irgendlink heute Morgen auf Nachfragen, wie denn der Flug verlaufen sei.

Nun ja ... vielleicht war es ja eine Schnapsidee, ihn mit dem Auto abzuholen. Zumal ich ja nicht so gerne an Orte fahre, die ich nicht kenne. Auch Orte mit verschiedenen Ein- und Ausfahrten, mit Parkhäusern und Ebenen, sind mir suspekt. Doch natürlich wollte ich den Liebsten gestern unbedingt abholen. Mit dem Zug wäre wohl einfacher gewesen. Denke ich im Nachhinein.

Nachdem ich auf Flightradar24 Irgendlinks Flugzeug bis über die französische Grenze beobachtet hatte, machte ich mich um 21 Uhr langsam auf den Weg zum Flughafen. Die Karten-App prognostizierte mir etwa vierzig Minuten Weg, die Landezeit wurde mit 22:03 angezeigt. Aussteigen, Gepäck abholen und so weiter dauert so zwischen zehn bis zwanzig Minuten. Spätestens um 22:15 wollte ich, so mein Plan, am Arrival stehen, wie in den Filmen, und dem Liebsten in die Arme fallen.

Schon bei der Abfahrt ging es los mit erschwerten Bedingungen. Statt, wie immer, zum Autobahnzubringer Richtung Zürich zu fahren, der doch einen ziemlichen Schlenker in die Gegenrichtung beinhaltete, entschied ich spontan über die Nachbarsdörfer zur übernächsten

Autobahneinfahrt zu gelangen. Ich hatte, wie oft, wenn ich eine Strecke nicht so gut kenne, mein Handy als Navi eingeschaltet. Die beruhigende und wissende Stimme, die mich lotst, tut mir oft sehr gut. Diesmal jedoch machte sie mich nervös, denn da war eine Baustelle, die das Navi nicht kannte, eine Umleitung, und so wollte die Dame, dass ich Dinge tue, die ich gar nicht tun konnte. Wegen gesperrter Straßen.

Natürlich fand ich die Autobahn dann doch noch, das Navi ersetzt den gesunden Menschenverstand ja nicht. Und klar, dass es zwei verschiedene Routen zum Flughafen gibt, das weiß ich. Theoretisch. Kennen tat und tue ich bisher aber nur jene durch den Gubrist. Mein kluges Navi wusste, dass es dort einen Stau habe. So wollte es mich wohl, vor Zürich, umleiten, aber die Wegweiser ‚Zürich City‘ wollte ich partout nicht nehmen, weil, so mitten durch die Stadt, auch wenn es nur Transit gewesen wäre, ne, dazu hatte ich wirklich keine Lust. So folgte ich brav den ‚Flughafen‘-Schildern und hoffte, dass der Stau, wenn ich erstmal dort sein würde, wo er gewesen wäre, sich längst aufgelöst haben würde.

Konjunktiv, du alter Mann, zieh mal lange Hosen an.

Hatte er aber nicht, der Stau, weder lange Hose noch sich aufgelöst, und darum tat er, was er am besten konnte: Uns ausbremsen. Mitten im Tunnel. Nicht lustig das.

Etwa eine Viertelstunde später löste er sich allmählich auf und ich schaffte es auf kurz nach 22 Uhr vor den Flughafen. Vor lauter Nervosität und Vorfreude hatte ich nämlich die Sache mit den Parkhäusern nicht so richtig begriffen, den Abzweig verpasst und parkte nun, vorerst, mal auf den ‚Fünf Minuten gratis‘-Parkplätzen vor den Ankunftshallen. Das Ticket, das ich an der Schranke gezogen hatte, legte ich auf das Armaturenbrett. Ich lief in die Halle und sah auf der Ankunftsanzeige, dass Irgendlinks Flugzeug soeben gelandet war. Ob ich wohl eine Viertelstunde auf dem Fünf Minuten-Parkplatz stehen konnte? Wie wollten die das überhaupt kontrollieren? Ich ging wieder zum Auto, rollte ein bisschen näher zur richtigen Türe und wartete, mal drinnen, mal draußen, mal in der Halle. Schließlich fragte ich einen freundlich aussehenden Ordnungshüter, wie lange ich hier maximal warten dürfe. Er sagte, dass ich solange warten könne, wie ich wolle, aber dass es dann ziemlich teuer werden könne. Eine Minute koste einen Franken. Das hier seien wohl die teuersten Parkplätze der Schweiz. Ich schluckte schwer. Wo kann ich denn sonst hin?

Er erklärte mir, dass ich entweder aus der Schranke raus - inklusive vorheriges Nachzahlen natürlich - ins Parkhaus fahren oder aber die ganze Runde wiederholen könne, sooft ich wolle, denn dieser Fünf Minuten-Bereich sei als Runde angelegt. Ich könne rein und raus, sooft ich wolle. Ich beschloss, es war schon so zwanzig nach zehn und von Irgendlink hatte ich erst eine SMS bekommen, dass es noch dauern werde, erhalten, auf die Zähne zu beißen, die achtzehn Franken zu zahlen und ins Parkhaus 3, wie der nette Ordnungshüter mir empfohlen und wohin er mir den Weg erklärt hatte, zu fahren. Kaum dort, im Untergeschoß, rief Irgendlink an. Er sei vor der Ankunftshalle. Also genau dort, wo ich vor zwei oder drei Minuten meine horrenden Nachzahlung geleistet hatte.

Jetzt fing das Verwirrspiel erst an, denn ich wusste vorerst nicht, wo ich war. Irgendwo auf dem Flughafen, klar, aber in einer für mich nicht nachvollziehbaren Distanz oder Nähe zu Irgendlink. Als ich endlich eine ‚Sie befinden sich hier‘-Tafel fand, wurde es ein bisschen einfacher. Oder noch komplizierter. Wir beschlossen, uns vor den Lifts auf meiner UG-Ebene zu treffen. Sein Lift konnte aber nur aufwärts, nicht abwärts. Seltsam. Dann konnten es nicht diese Aufzüge auf meiner Tafel sein, die rauf und runter konnten. Wieder telefonierten wir.

Ich schlug vor, dass er auf mich warten solle. Zumal er das ganze sperrige Gepäck – dazu das Rad kartonverpackt – zu schieben hatte. Und endlich begriff ich die traurige Wahrheit: Ich war in einem anderen Gebäude. Getrennt von ihm durch eine Straße. Eben jene, an der ich vor zehn oder fünfzehn Minuten gestanden hatte. Und als ich das endlich begriffen hatte, ja, da waren es wirklich nur noch ein paar Schritte. Zuerst wieder am netten Ordnungshüter vorbei über die Straße, dann durch die automatische Türe und schließlich in Irgendlinks offene Arme.

Hach.

Zurück, wieder am Ordnungshüter vorbei, diesmal Daumen-hoch- und Victory-Zeichen machend, in das Gebäude mit den Parkhallen galt es, meine Spur, die ich vorhin ziemlich wirr und im Zickzack gelaufen bin, wiederzufinden, denn die Brotkrümel hatten leider schon die Vögel weggepickt. Puh – war es hier? Bin ich so gekommen? Nein, hier war es. Ja. Und so fanden wir mein Auto wieder.

Das kartonverpackte Rad häuteten wir mit meinem Schweizermesser. Schlau, mein Liebster, wie er alles mit Haushaltfolie und Klebband umwickelt hatte, um es gut zu schützen. Schließlich lag alles am richtigen Ort und ich zahlte die auch hier, im Langzeitparking, nicht eben bescheidenen Gebühren. Irgendlink fuhr uns aus dem Flughafen-Areal heraus, immer Richtung Bern. Die Navi-Stimme befahl uns zwar auch diesmal wieder einen anderen Weg zu nehmen als durch den Gubrist, aber weil wir uns so viel zu erzählen hatten, ignorierten wir sie. Und landeten somit wieder im Stau. Diesmal war es aber egal. Und er war auch nicht ganz so lang. Und nicht im Tunnel. Und wir mussten schließlich heute nichts mehr. Wir hatten ja uns.

Gegen Mitternacht waren wir zuhause.

Happy End. It's been a hard day's night.

Und ja, es gibt echt bessere Gerüche als ungewaschene Europenner-Klamotten. Jetzt, gewaschen und sonnengetrocknet, riechen sie definitiv besser.

Psst. Heute träumten wir von einer Blog-Reise-Radeltour zu zweit durch die USA ... ich im Auto, er auf dem Radel. Und von tollen SponsorInnen träumen wir auch, die so etwas Verrücktes möglich machen.

Diese Sehnsucht nach Erlösung

Was genau ich geträumt habe, ist nicht relevant, zumal ich mich nicht mehr erinnere. Woran ich mich aber genau erinnere, ist, dass ich um Lösung, Erlösung, Auflösung herum geträumt habe.

Eine der Erinnerungsspuren zurück in die Traumhandlungsebene befasste sich mit Druckaufbau, mit Leistungsdruck, mit Pflichten, mit Erwachsensein vielleicht auch – doch möglicherweise kam diese Ebene erst dazu, als ich bereits in jener Phase kurz vor dem Aufwachen war, wo Träume es sich zuweilen anders überlegen und sich zurückziehen, um nicht die Schwelle zur materiellen Realität überschreiten zu müssen. (Ob sie den Schmerz ahnen, die Träume, der auf sie wartet, vielleicht, falls sie wahr, falls sie real würden? Und wäre es denn Schmerz?)

Was brauche ich? Was tut mir gut? Zwischen Notwendigkeiten und Luxus ist ein großer Graben. Was brauchen das Kind-in-mir wirklich? Und was brauche ich erwachsener Mensch? Was brauche ich wirklich um der Wirkung, der Wirksamkeit, der Wirklichkeit willen und um sie zu ertragen? Was erfüllt mich, was erlöst mich, was heilt und was nährt mich? Was wendet Situationen, die wie Sackgassen aussehen und mir Angst machen?

Sind es letztendlich weniger die Dinge an sich, Materie und Umfeld, als vielmehr die Bewegungen, die Handlungen, unsere Hingabe und Zuwendung, ein Blick, eine Berührung, die uns erlösen?

Wenn ich so um mich schaue (oder/und weil ich von mir auf sie schließe), dünkt mich das ganze Paket, das manche Freundinnen und Freude so mit sich herumtragen, verdammt groß und schwer. Unlösbar schwer?

Brauche ich, brauchen wir alle vielleicht deshalb im Alltag immer wieder unsere Erlösungen? Ist das Leben nicht ein einziges Spannungsbogen aufbauen und Spannungsbogen abbauen?

Spannung
und Erlösung.

Hin zu mir,

weg von mir.

Ewiges Auf und Ab,

endliches Kreisen.

Ja, ich brauche Erlösungen. [Und ich vermute, dass sogar ein Mord eine Art Selbsterlösung sein kann, zuweilen, auch wenn das für mich keine Option ist. Außer vielleicht im Lesen von Krimis.]

Wie ich mich am liebsten erlösen lasse? Zum Beispiel durch eine wunderbare, mit dem Liebsten zusammen gekochte Mahlzeit. Durch den gemeinsamen Gaumengenuss. Oder – wie gesagt – von Geschichten anderer in Büchern und Filmen. Auf Wanderungen und Radtouren erlöst mich die Natur. Immer ist es wohl diese Hingabe an den Augenblick, ans Jetzt, die mich erlöst, zuweilen beinahe auflöst. Mich in mir. Wie im Orgasmus. Oder im Wasser, beim Duschen oder Schwimmen. Und im Fluss von Musik, von Stille und von Schlaf.

Ich ahne, dass die definitive Erlösung der Tod ist.

Immer mehr von immer weniger

Immer wieder gelange ich an Orte in mir drin, an denen ich das Bedürfnis habe, nichts teilen zu müssen/sollen/wollen. An denen ich nicht mehr das Bedürfnis habe, etwas teilen zu müssen/sollen/wollen. Nicht Dinge, keine Angst, ich schreibe von Gedanken, Erfahrungen, Innenansichten.

Aber so ganz stimmt es so auch wieder nicht, denn wenn ich in mir an diesen Orten bin, twittere, elloe oder instagrame ich dafür zuweilen mehr als sonst. Irgendwo ein Ventil nach außen brauche ich dann wohl doch. Aber vielleicht sind es von solchen Orten aus weniger die komplexen Gedanken, die nach außen wollen, eher so die Spitzen derselben, getarnt oder verpackt in einem Bild, einem kleinen Satz, in einer Flapsigkeit womöglich sogar.

Zu anderen Zeiten und an anderen Innendrin-Orten sind es komplexe Gedanken, sind es Geschichten, sind es Ärgernisse, sind es Alltagsfreuden, die ich nach außen tragen will/muss/soll.

Das Ventil. Ich nannte es hier neulich auch die Erlösung(en). Denn das ist es ja. Überdruck. Ein Zuviel im Innen, das nach außen schwappen will, damit ich nicht platzen muss. Und wenn ich mir dann vorstelle, dass es anderen ähnlich geht und wir alle tagtäglich unser Zuviel, unsere Eindrücke, unsere Erlebnisse, unsere Erfahrungen ~~ausspucken, Verzeihung~~ ausdrücken wollen, müssen, können, wird mir manchmal ganz schwindlig. Es ist so viel. Alles. Zu viel. Ich nehme das Viele zuweilen auf, verarbeite es in mir drin weiter, doch dann ist ja wieder noch mehr in mir drin, was raus will.

Und so weiter und so fort.

Ein Kreislauf, den ich manchmal genial und manchmal total krank finde. Nicht, dass das früher total anders gewesen wäre, als wir Menschen noch nicht alle diese Möglichkeiten gehabt hatten, uns auf so vielen unterschiedlichen Kanälen auszukotzen, nur glaube ich, dass sich an unserer Haltung etwas geändert hat. Wir leben mit Selbstverständlichkeiten, die wir nicht mehr grundsätzlich in Frage stellen. Warum auch. Da wir die Möglichkeiten haben, nutzen wir sie auch. Angebot und Nachfrage.

Heute, als ich am Vormittag im Büro schuftete, kam der Chef kurz vorbei, um vor dem langen Wochenende noch ein paar Sachen zu klären. Als wir die geschäftlichen Dinge besprochen hatten, erzählte er noch kurz von seiner gestrigen Autopanne und sprang von dort auf das heutige Einkaufs- und Konsumverhalten.

In zehn Jahren, oder vielleicht schon viel früher, sagte er, wird es in den Läden keine Kassiererinnen mehr geben. Da werden wir unsere Einkäufe selbst scannen müssen, wir werden übers Handy bezahlen und die ganze Verantwortung liegt bei uns. Wir müssen dann sogar,

obwohl die Geschäfte ja unser Geld wollen, noch selbst den Bezahlvorgang abwickeln, für die da arbeiten. Findest du das nicht auch ziemlich schräg?

Nun ja, du kannst gerne in einen teureren Laden gehen, wo du bedient wirst und mit dem Preis auch die Dienstleistung mitzahlst. Aber solange du dich für das Immer-billiger entscheidest, musst du eben auf die Dienstleistungen und auf die Menschen, die diese erbringen, verzichten. Wir können nicht Immer-billiger haben ohne den einen oder anderen Abstrich zu machen. Das ist es, was ich zuweilen total schräg finde an unserer Haltung als Konsumierende: Wir wollen für immer weniger Geld immer mehr geboten bekommen.

Es geht, denke ich jetzt, wo ich diese Zeilen schreibe, schlussendlich immer auf Kosten von jemandem. Wenn ich wählen kann, dann doch lieber auf Kosten von uns Wohlstandsverwöhnten als auf Kosten von BilligarbeiterInnen.

Das ist zum Beispiel so ein Ort in mir drin: Die Wahrnehmung von Ungerechtigkeiten, von Ungleichgewichten. Ein Ort, an dem ich mich nicht gerne aufhalten, weil er mich verstört, weil ich mich darin hilflos fühle. Und dann, ich gestehe es, erlaube ich mir, die Türe zu diesem Ort hin und wieder zu schließen, mich an andere Orte mit einer weniger schmerzhaften Umgebung, zu begeben. Über Ungerechtigkeiten habe ich schon so viel geschrieben, geweint, nachgedacht, getrauert, dass ich es bisweilen für überflüssig halte, noch mehr darüber zu schreiben. Bringt ja eh nichts. Andererseits: Wenn wir sie nicht benennen, werden sich die Dinge auch nicht ändern.

Die Dinge nicht und auch die Gedanken einer Mehrheit von Menschen nicht, die nicht wirklich über Zusammenhänge nachdenkt. Und auch die Zusammenhänge werden sich nicht ändern. Es ist ja schon verflixt: Weil das eine das andere bedingt, auslöst, voraussetzt, können wir ja nicht einfach hingehen und es ändern. Denken wir.

Und ich frage mich, ob das wirklich stimmt. Was, wenn ...

Und so frage ich mich jetzt, ob es etwas bringt, dass ich diese Gedanken hier veröffentliche. Klar, mir hilft das Schreiben beim Gedankenverdauen, beim Zur-Ruhe-kommen, doch muss ich sie deswegen veröffentlichen? Muss ich sie teilen? Muss ich Teil dieser Schaut-her-was-ich-denke sein? Will ich es? Brauche ich es?

Ist das da, was wir in den Blogs und sozialen Medien von uns geben nicht einfach Hirnwichserei? Und darum, nun ja, darum werde ich diesen Artikel nun doch veröffentlichen. Und weil es doch auf einen Text mehr oder weniger nicht ankommt. Ihr müsst ihn ja nicht lesen.

Zwischen Menschen

Im Zeitalter abgelutschter und inflationär missbrauchter Begriffe wie Liebe und Freundschaft denke ich oft darüber nach, was sich wie verändert hat und warum; und was eigentlich hinter diesen Begriffen und ihren schon fast beliebig gewordenen Interpretationsansätzen für mich

steckt.

Freundschaft nennen wir unsere Beziehungen heute ziemlich schnell. Freundschaft zu sich selbst, ja, das finde ich gut; da gibt es aber auch die Freundschaft zu Büchern, zum Handy, zum Auto, zu Serienhelden, zu Stars und Sternchen ... Nun ja, da reicht mir das Wort ‚mögen‘. Doch wenn ich das Wort Freundschaft in den Mund nehme, denke ich sofort an Menschen. An einige meiner Lieblingsmenschen. Den Liebsten, der auch bester Freund ist, an Freundinnen und Freunde ...

Bevor ich Freundinnen hatte, haben wir alle, die Kinder unserer Straße, mehr Buben als Mädchen, einfach zusammen gespielt und uns über so Dinge wie Freundschaft keine Gedanken gemacht. Wir waren im Wald, wir waren im Garten, in den Feldern streunten wir herum, wir waren Indianer, Cowboys, Polizisten und Räuber und wir waren vor allem eins: Menschen mit dem Bedürfnis zusammen zu lachen. In den ersten Schuljahren waren sich die meisten Mädchen zu gut für mich, zumal ich in der Pause lieber auf den Baum auf dem Schulhaus kletterte als seilzuspringen. [Noch war ich kaum domestiziert, noch war ich halbwild.]

Mag sein, dass ich mir Freundschaft darum schon damals als etwas Großes, als etwas Großartiges vorgestellt habe, größer als jeder Pausenplatz. Größer jedenfalls als dieses Smalltalk-Ding, das ich damals mit meinen Kameradinnen erlebte.

Vertrauen ist der erste Begriff, den ich mit Freundschaft assoziiere. Sich etwas anvertrauen, was nicht alle wissen sollen. Ja, ich will dir vertrauen und ich will, dass du mir genauso vertraust. Dass du mir nicht nur Schönes erzählst, dass du mir nicht nur deine Schokoladeseiten zeigst, sondern dass du dich mir öffnest und mir deine Abgründe zumutest. Auf dass auch ich dir von den Dellen in meinem Leben erzählen kann, dir meine Bitter- und Hässlichkeiten, meine Höllen, zumuten kann. Und so vertrauen wir gemeinsam darauf, dass keine von uns beiden unser Wissen, Fühlen und Ahnen, das wir einander geschenkt haben, missbraucht. Loyalität, ja, sie ist ebenfalls Teil meines Verständnisses von Vertrauen. [Doch keine Angst, ich will nicht die einzige Freundin und Vertraute sein, die du hast. Das würde mich überfordern, und nein, du bist auch nicht die einzige Freundin und Vertraute, die ich habe. Mit Freundin X. teile ich andere Erfahrungen und Gedanken als mit dir, und mit Freund Y. nochmals anderes. So wie wir alle viele sind und viele Seiten in uns tragen, so teilen wir diese Vielfalt auch mit unterschiedlichen Menschen auf unterschiedliche Weise.]

Wahrhaftigkeit ist ein weiterer Begriff, den ich mit Freundschaft verbinde. Vielleicht kommt wahrhaftig zu sein gar noch vor Vertrauen, denn es ist für mich die Voraussetzung desselben, wenn denn eine Freundschaft wirklich diesen Namen verdient. So, wie ich mich dir ungekünstelt und unverstellt zumute, erlöst vom Wunsch, dich beeindrucken oder dir gefallen zu wollen, so wahrhaftig – und damit auch bereit, von dir verletzt zu werden –, so echt, so authentisch wünsche ich mir auch dich. Denn nur wenn wir beide uns einander offen und unverstellt zumuten und anvertrauen, kann etwas zwischen uns wachsen, das ich Freundschaft nenne.

Auf alles andere verzichte ich gerne. Alles andere ist Treten an Ort. Alles andere ist Smalltalk,

Kleingeschwätz. Alles andere ist Zeitverschwendung. Ich mag meine kostbare Lebenszeit nicht mehr auf Menschen verschwenden, die mir nicht mit gleicher Offenheit, wie ich sie ihnen entgegenbringe, begegnen. Die sich unter und hinter Floskeln verstecken, die mir nur ihre Fassade zeigen und diese immer schön auf Hochglanz polieren. Nur weil wir damals Freunde waren, müssen wir heute nicht zwingend und noch immer Freunde sein. Nur weil wir vieles zusammen erlebt haben, müssen wir nicht auf Gedeih und Verderb einander geschönte Rapporte dessen liefern, was uns das Leben so antut. Wenn ich anmerke, dass ich deine Hochglanzwelt und dein So-tun-als-ob nicht glauben kann, weil sie mir nicht wahrhaftig genug ist, und du entgegnest, dass du mich nicht verletzen wolltest, schlucke ich leer. Sehr leer.

Kritikfähigkeit und -bereitschaft gehören für mich ebenfalls und unbedingt in eine Freundschaft. Ja, ich will dich verstehen, aber ich will dass du das auch tust. Versuchen wir es zumindest. Klar will ich, dass du mir sagst, wenn du findest, dass ich auf dem Holzweg bin oder etwas das ich tue, nicht toll findest. Aber bitte nicht pauschal, sondern differenziert und begründet. Ich will mich mit dir nämlich auseinandersetzen, ich will dich sehen, ich will dein Herz sehen, nicht die Glasur, die hochglänzende Fassade. Und ich will auch nicht dein Bad samt dem Kind-in-dir auskippen. Und darum erwarte ich das alles auch von dir.

Ich hoffe, dass wir einander – wenn du es brauchst, wenn ich es brauche – Stützen sind. Dass wir einander helfen. Dass wir – selbst wenn wir nicht immer alles toll finden, was der oder die andere tut – wohlwollend miteinander sprechen können. Oder aber dass wir unser Gespräch für immer beenden.

Ein paar Erwartungen hab ich offenbar doch an eine Freundin, an einen Freund. Die Sache mit der bedingungslosen Liebe ist so bedingungslos wohl doch nicht. Bedingt denn Liebe nicht immer ein Gegenüber? Ob nun zwischen Freunden, als Paar oder auch als Elternteil oder Kind: Liebe setzt eine Verbindung voraus und bedingt, dass wir einander Zugewandte sind. Meint, dass wir diese Liebe, die den Boden unserer Freundschaft ausmacht, mit wahrhaftigen Begegnungen nähren. Mit wahrhaftigem Sein. Mit einem Blick ins Herz. Diese Bedingungen brauche ich. Sonst verdorrt eine Freundschaft. Dann sag ich lieber ‚Lebewohl!‘ und ‚Machs gut!‘ und ‚Danke für alles!‘

Do It Your Selfie – bloß wozu?

Neulich auf Twitter fragte einer, warum sich manche Twitternde von Selfies gestört fühlen. Ich unkte als Antwort, dass ich befürchte, dass unsere Welt noch an Narzissmus ertrinken wird oder an Mangel an echter Liebe verhungern. Ich schob nach, dass ich mich nicht von den Selfies an sich gestört fühle, sondern dass ich eher das Posten von Selfies und das Posen auf Selfies, gestört finde. (Versteht mich nicht falsch, Selfies zu machen, ist okay. Aber dieser Drang, diese – kaum gemacht – auch gleich posten, sich selbst vorzeigen zu müssen, ist doch irgendwie krank. Oder ist es eine neue Form davon, sich zu vergewissern, dass man lebt? Dass man noch lebt?

Nicht dass ich etwas gegen gute Porträts oder gegen Fotos mit Menschen drauf hätte. Nein, habe

ich nicht. Es ist wohl eher dieses Posen, dieses Drang zur Selbstdarstellung, den ich ziemlich bedenklich, fast eklig, finde. Ein Zeichen, ein Symptom einer ziemlich kranken Gesellschaft, deren Mitglieder ihre Selbstwahrnehmung nach außen verschoben, nach außen delegiert haben.)

Doch ist das Selfie wirklich so etwas ganz und gar anders als ein Tweet oder ein Blogpost? Ist nicht eigentlich unser Übermaß an Teilgabe an unserem Leben, die dank Internet schier unbegrenzt möglich ist, krank und gestört? Dieser Ausschüttungszwang unserer Gedanken in diese Welt. Andererseits: Würden wir sie nicht ausschütten, auskotzen, wären sie ja ständig in uns drin und würden in uns gären und faulen und uns auffressen und krank machen und und und. Und darum schütten wir uns aus. Dann können die anderen schauen, was sie damit machen sollen (Sorry, ich wiederhole mich thematisch ...)

+++ Schnitt +++

Erwacht bin ich heute Morgen, es war 5:55, mit dem Gedanken, den Gedanken festzuhalten, den ich soeben, erwachend, gedacht hatte. Diesen Gedanken hier: Warum wollen wir eigentlich alles immer gleich festhalten, aufschreiben oder gar publizieren? Warum halten wir alle unsere Gedanken, seien sie noch so banal, für aufschreibenswert?

Ich hatte es notiert, natürlich, weil es ja so ein wichtiger Gedanke ist, und ich wusste auch, dass ich darüber bloggen würde. Warum auch immer.

Woher, verdammt, woher kommt diese Teilenmüssen-Sucht, dieses Seht-her-was-ich-esse-trinke-denke-tue-Getue?

Und wie ist das eigentlich bei Nicht-Bloggenden, Nicht-Twitternden, Nicht-Facebookenden, Nicht-Elloenden oder sonstwie Sich-nicht-in-den (a)sozialen-Medien-Tummelnden?

Mal ausgenommen von jenen, die tatsächlich kaum das Bedürfnis haben, sich auszudrücken und auszutauschen, vermute ich, dass all die nichtangeleiteten, nicht onlinen Menschen einfach andere Mittel und Wege suchten, fanden, suchen und finden. Nachbarn zutexten zum Beispiel. Leserbriefe an die Zeitungen schreiben. Im Dorfladen tratschen. Die Familie volllabern oder den Arzt und die Apothekerin. Am Stammtisch, am Arbeitsplatz ...

Oh, ich gehe zu weit? Soziale Kontakte sind doch etwas ganz wichtiges und ganz wunderbares. Ja, klar.

Aber.

Dieses Übermaß an Selbstausdruck ... nein, ich verstehe es nicht wirklich. Nicht bei mir, nicht bei anderen. Und tue es doch, drücke mich ständig irgendwo irgendwie aus; und ich muss gestehen, dass ich bisweilen diese menschlichen Tendenzen mit Argwohn – um nicht zu sagen mit Ekel – betrachte. An mir vor allem. Und ja, auch an anderen.

Über das Recht auf das eigene Tempo

Ich weiß, dass ich mit dieser meiner Sehnsucht fast allein bin. Ich spreche von jener, mich zuweilen danach zu sehnen, langfristig ohne das Konzept der messbaren Zeit zu leben. Ich sehne mich nach einem Leben ohne Maßeinheiten wie Wochentage und Uhrzeiten, ohne Zählung und Benennung der Tage und vor allem ohne das Bestimmtwerden von diesen. Als einzige Maßeinheit tolerierte ich Sonne, Mond und Sterne, Wind und Wetter, Temperatur und was immer noch zu den Rhythmen des Lebens, der Natur gehört.

Bei allen Dingen, denen ich mich zeitweilig – bewusst oder unbewusst – fast exzessiv hingeebe oder ausliefere, sehne ich mich nach einer Weile nach deren Gegenteil. Nach deren Gegenbewegung. Ich will das Geländer, das die Uhr zu sein vorgibt, gegen einen Stock austauschen. Geländetauglicher ist dieser eh. Ja, heute, nach all den Jahren in Büros und bei anderen Jobs, wo es unter dem Strich immer irgendwie um das Einhalten von Terminen ging, sehne ich mich nun danach, keinen von außen getakteten Strukturen mehr folgen zu müssen; einzig dem Rhythmus der Natur gehorchen will ich, meiner Natur ebenso wie der Natur an sich.

Wie die meisten von uns habe ich mich im Laufe des Lebens ziemlich entfernt von meiner eigenen Natur – und von der Natur an sich sowieso. Natürlich gehe ich oft raus, radle, spaziere, wandere, pflanze etwas in meinem Gärtchen, erfreue mich der Blumen, Bäume, Blüten, säe und ernte ... aber wirklich eins mit der Natur – meiner und der Natur an sich – bin ich, wenn ich ehrlich bin, längst nicht mehr. Zu viele Eingeständnisse mache ich. Ich könnte, nur so als Beispiel, ohne Einkaufsmöglichkeiten, ohne Geld, ohne menschliche Hilfe, da draußen nicht lange überleben. Nicht dass ich das heute und morgen können müsste, ich bin ja nicht auf der Flucht. Ich meine ja nur ... und ich denke nach. Über diese Sehnsucht. Und über unsere Wanderung im Juli. Wie vor zwei Jahren auf unserer Reusswanderung auf den Gotthard wollen Irgendlink und ich auch diesmal einfach loswandern. Mit allem im Gepäck, was wir für das Leben in der Natur brauchen. Zelt und Bordküche, Schlafsäcke und Wechselkleider. Loswandern mit Start in den Bündner Bergen.

Und ja, wir wollen dazu bloggen. Vermutlich sogar gemeinsam, im gleichen Blog. Reiseblogs boomen. Ich lese fast immer bei irgendwem mit, die oder der jetzt, immer, heute, unterwegs ist und über ihre oder seine Tageseindrücke schreibt. Ich mag das. Sehr sogar. Vor allem, wenn es nicht nur bei Streckenbeschreibungen bleibt.

Tag 1, Tag 2, Tag 3 ... schon oft war ich Irgendlinks Homepage und gab mit meinen Beiträgen seinen Reiseberichten einen äußeren Rahmen.

Mir wird zunehmend klar, dass ich mich je länger je schwerer tue mit Rahmen und Vorgaben. Und vor allem mit diesem immer wichtiger scheinenden Messen und Vergleichen. Dahinein habe ich gestern, eher zufällig, einen feinen, wichtigen Text über das Vergleichen gelesen. Seither spinne ich noch intensiver am Thema weiter. Ich beobachte es ja nicht erst seit gestern, wie sich selbst im Reisebereich eine Art Vergleich eingeschlichen hat.

*[Wie viele Kilometer hast du heute gemacht?
Oh, so viele! Wow. Toll!]*

[Viel ist nämlich besser als wenig, weil ... ähm, hab ich vergessen ...]

Gestern Abend, am Telefon, als Irgendlink und ich über unsere geplante Wanderung im Juli sprachen, schlug ich – natürlich spaßeshalber – vor, dass wir ja möglichst langsam wandern könnten.

Das geht natürlich nicht. Und es wäre zudem kindisch. Und genauso trotzbestimmt wie viele andere meiner Gedankenspiele, mit denen ich zuweilen gesellschaftlichen Vorgaben um des Widerspruchs willen widerspreche.

Nein, mir geht es nicht um Trotz. Mir geht es um das Recht auf das eigene Tempo. Eigentlich eine Art Menschenrecht, finde ich.

Das Recht auf die eigene Natur.

Das Recht auf artgerechtes Leben.

Ein Recht sollte man nicht einfordern brauchen müssen.

Ein Recht sollte für alle selbstverständlich gelten.

Ein Recht sollten wir andern selbstverständlich zugestehen. Auch uns.

Wer schnell sein will, soll schnell sein dürfen. Daran ist nichts falsch. Nur dürfen die Langsamen eben auch langsam sein. Denn auch daran ist nichts falsch. Und auch ein mittleres Tempo darf sein. Nein, auch daran ist nichts falsch.

Falsch, oder besser krankmachend, ist unser ständiger Blick nach rechts und links, das Messen, das Abgucken, das Vergleichen und Sich-Anpassen, das oft aus dem Vergleich resultiert.

Auffallen wollen, weil man sonst in der Masse unterzugehen glaubt? Vielleicht. Wer will und zu müssen meint, soll halt. Hauptsache echt.

Im eigenen Rhythmus unterwegs zu sein, will ich lernen. Beim Radeln, beim Wandern, bei der Arbeit. Den Mut dazu sammle ich noch.

Das Ding mit dem Glück

Was mich glücklich macht? Wenn ich mich einlassen kann, mit Haut und Haar, wenn ich das Grübeln lassen und wenn ich das, was ich tue, mit voller Hingabe tun kann – ohne Hin- und Herzuspringen, ohne Unterbrechungen, ohne Ablenkungen; wenn ich mich ins Tun vertiefen kann und nicht schon mit den Gedanken beim Nächsten To do, das auf meiner unendlich langen Liste steht, bin; wenn ich Ja sagen kann zum Moment und nicht nach hinten und nach vorn schauen muss ...

Wenn – dann ... so einfach ist es manchmal, das Ding mit der Hingabe. Wenn Hingabe, dann Glück. Nun ja, natürlich geht die Gleichung nicht immer auf, das Leben ist ja weißGöttin nicht ideal, und oft bin ich es mir nicht bewusst, dass ich nur ein bisschen an der inneren Haltung schrauben müsste, um dem Glück Zugang verschaffen zu können.

Manchmal wiederum ist es einfach einfach, das Ding mit der Hingabe und die Gleichung – wenn Hingabe, dann Glück – geht *schwupps* einfach auf.

Zwei Zauberwörter sind es nur, die es manchmal braucht:

Jetzt
und
Ganz.

Gestern dieser Spaziergang durch den dämmernden Wald mit dem Liebsten. Diese Schale Caramelleis mit Waldbeeren auf dem Sofa. Dieses Sein. Den Worten lauschen. Sprechen. Schweigen.

Manchmal kommt das Glück auch ganz unvermutet. Beim Zähneputzen zum Beispiel oder beim Geschirrspülen gar. Beim Schreiben sehr oft. Und manchmal sogar bei der Büroarbeit.

Hauptsache ich lasse mich ein. Und ich lasse mich nicht ablenken – weder von außen noch von mir selbst. Denn Ablenkung ist es vor allem, die mich krank macht.

Und, so denke ich gestern Nacht vor dem Einschlafen, das ist es wohl, was sich die Werbung, was sich die Wirtschaft zunutze macht und in bare Münze umwandelt: Unsere Bereitschaft zur Ablenkung ist das **Glutamat** des Kapitalismus, der Kommerz- und Konsumgesellschaft.

Süchtiggewordene sind wir, Getriebene, lechzend nach Impulsen, nach Ablenkungen, nach Konsumzöix, bereit, uns manipulieren und formen zu lassen. Diese neue Unzufriedenheit lässt uns Dinge tun, die wir, wären wir Glückliche, nicht täten, nicht bräuchten.

Ich nenne sie neu, diese Unzufriedenheit, die mit der alten, von Mangel und politischen sowie gesellschaftlichen Ungerechtigkeiten genährten, nur noch wenig gemeinsam hat. Die Melodie der Unzufriedenheit vielleicht, den unablässigen Wunsch nach Veränderung und den Ruf nach mehr und noch mehr.

Wären wir Glückliche, wir wären anders. Und wir würden anders handeln. Vielleicht würden wir weniger tun, mehr lassen, und vielleicht würden wir mehr dort handeln, wo es nicht nur uns etwas bringt. Und wir würden, das ist meine Hauptthese, weniger konsumieren, weil wir weniger hungrig nach jenen Dingen wären, die zwar dem Gaumen schmeicheln, das Herz aber nicht satt machen.

(Als Kind stellte ich mir vor, wie es wäre, wenn sich jeder Zustand wie Masern anstecken ließe. Dass sich Glückseligkeit zum Beispiel oder Zufriedenheit wie eine Krankheit verbreiten könnten.

Wer weiß das schon so genau?)

Wären wir Glückliche, würden wir nie oder wohl nur selten darüber nachdenken, dass wir es sind. Wir wären es einfach.

Sicherheiten

Man solle, so sagen die Profis, man solle regelmäßige Backups machen, seine Daten – die auf dem Rechner gut sortierten, die gut auf Ordner verteilten, die gut benannten – immer wieder sichern, damit auch ja nichts von all dem vielen Notierten und Fotografierten verloren gehe.

Man solle backupen, sagten sie. Und ich habe gehorcht und meine Dateien zuerst auf Floppy- und ZIP-Disketten zur Sicherung abgespeichert, später auf CDs; feinsäuberlich nach Jahren, nach Ordnern, nach Themen. Später, seit etwa fünf oder sechs Jahren, haben diese Aufgabe externe Festplatten übernommen und das Backupen ist gleichsam ein dynamischer Prozess geworden.

So backupte ich also regelmäßig vor mich hin. Bis zu jenem Tag jedenfalls, an dem meine 2TB-Festplatte auf einmal nicht mehr lesbar war. Dass Daten drauf waren, wusste ich ja, schließlich habe ich diese selbst draufgeladen und sie wurden ja auch angezeigt. Doch die Daten selbst konnte ich nicht mehr öffnen. Vermutlich ist sie einmal zu viel gestürzt, die Festplatte, und hat sich dabei das Rückgrat gebrochen.

Ich machte mich darum mit dem Gedanken vertraut, dass ich als verloren akzeptieren muss, was verloren gegangen ist. Frei nach Kerouac. Doch Irgendlink wäre nicht Irgendlink, wenn er nicht zumindest versucht hätte, eine Lösung zu finden, um meine Daten zu retten. Und der Versuch gelang. Er konnte alle Daten auf eine neue externe Festplatte überspielen und dort liegen nun seit vielen Monaten 1313 Ordner mit je ungefähr 1000 Dateien.

So weit so wunderbar.

Dumm nur, dass diese Dateien dort a.) ohne ihre vorherigen Namen und b.) weder nach Typen noch nach Datum noch nach Größe sortiert herumliegen. Querbeet.

Nun kommt die Konsole ins Spiel. Ihre Macht hat mir Irgendlink gestern aufs Neue demonstriert, als wir endlich mit der Extraktion der über einer Million Dateien angefangen haben. Den Anstoß gab die Suche nach Bildern von Anno Ypsilon. (Mit meiner ersten schlichten Suche – nach Datum und Größe – war der Datenrettungsordner schon schnell und massiv überfordert. Er hängte sich eins ums andere Mal auf.)

Die Konsole – auch Terminal genannt, oder nenn es einfach den schwarzen Bildschirm – ist jener Ort, in den man eintippen kann, was der Rechner tun soll ... Die Konsole ist mächtig, zaubermächtig sogar, wenn man denn die richtigen Wörter kennt.

Irgendlink kennt zum Glück ein paar Zaubersprüche und nun haben wir den ersten Spreu, all die

winzigen Thumbnails, welche die Ordner vollgestopft hatten, vom Weizen getrennt. Parallel dazu habe ich ein Programm laufen, das alle Bilder aus den chaotischen Ordnern, die diesen Namen nicht wirklich verdienen, holt und sie nach Exif-Daten, sprich chronologisch, ordnet.

Im Gegensatz zur Konsole ist dieses Programm ein grafisch arbeitendes; ich sehe ihm zwischendurch dabei zu, wie es die zu ordnenden Daten durchlaufen lässt. Winzige Bilder blitzen auf. Vielleicht eine Zehntelsekunde lang. Es läuft ein Film vor meinem Auge ab, ein ziemlich hektischer. Ein Film der letzten sechzehn Jahre meines Lebens. Landschaften, Menschen, Dinge sehe ich da. Lachende Gesichter. Mit all den verschiedenen Apparaten aufgenommen, die es seither gegeben hat. Ein Lebensphasenfilm sozusagen.

Heute Nacht habe ich sogar so ähnlich geträumt. Bilder flitzten durch meine Traumwelt, kamen, gingen, kaum gesehen, schon wieder weiter.

Seltsam dankbar macht mich dieses Bildersortierprozess – dankbar, diese bildhaften Erinnerungen, die ich schon verloren und unfassbar und unsichtbar geglaubt hatte, wieder sehen zu dürfen.

Irgendwie glaubt man ja, externe Festplatten seien für die Ewigkeit gebaut. Glaubte man, denkt man, hofft man. Aber vielleicht gibt es ja die Ewigkeit ebenso wenig wie wirkliche Sicherheit?

(Noch steht uns die Extraktion aller Dokumente aus den chaotischen Ordnern bevor, auch dabei wird uns die Konsole bestimmt gute Dienste leisten.)

Reisende sein

Ich glaube ja, dass es Reiseblogs schon in der Steinzeit gegeben hat. Nun ja, ein bisschen anders als heute vielleicht. Ich glaube jedoch, gerade Reiseberichte gibt es, seit der Mensch reist und erzählen kann. Zurück von der Jagd haben schon Steinzeitmenschen ihre Erfahrungen geteilt. Geschichten und Geschichte – sie werden nicht nur zur Unterhaltung erzählt, sondern auch zur Weiterbildung; zur Seelen- und Herzbildung ebenso.

Reisen also. Selbst eine Reisende zu sein, wurde mir nicht in die Wiege gelegt, und es gab Zeiten, in denen ich meine Höhle, mein Zuhause, nur schwer verlassen konnte – aus gesundheitlichen Gründen.

Heute aber reise ich wieder gerne. In meinem Tempo, auf eine mir entsprechende Weise, mit den mir liebsten Möglichkeiten und Fortbewegungsmitteln.

Nun ja, zu reisen ist das eine, das andere aber, über das eigene Reisen zu erzählen. Und noch was anderes ist es, Reiseberichte anderer zu lesen. Das mag ich sehr, allerdings müssen mich Inhalt und Schreibstil der Berichte begeistern.

Reiseberichte zu schreiben bringt den Vorteil, dass wir nach der Reise, wenn wir nicht mehr unmittelbar Reisende sind, erneut in unsere notierten Erfahrungen eintauchen können. Das gute alte Reisetagebuch sag ich da nur.

Und ich sage natürlich auch gerne und nochmals Reiseblog. Das Reiseblog hat sich im Laufe der letzten Jahre sehr weiterentwickelt und verändert, und vor allem etabliert. Gemacht wird es unterschiedlich. Über verschiedene Kanäle auch. Und mit unterschiedlichen Medien. So schreiben manche lieber erst im Nachhinein über ihre Erlebnisse und Erfahrungen, Tage, Wochen später, von zuhause aus, andere mögen es lieber, beinahe in Echtzeit, zu berichten. Wieder andere fassen ihre gesammelten Echtzeitberichte zyklisch im Nachhinein zusammen.

Die einen bloggen eher Bilder, um die sie ihre Geschichten spinnen, andere bloggen eher Erfahrungen philosophischer Art, die sich ihnen beim Reisen erschloßen haben, wieder andere bloggen unmittelbare Erfahrungen und illustrieren sie mit ihren Aufnahmen von unterwegs.

Mit einer kleinen Mail hat alles angefangen. Vor einigen Jahren war es und Annette meine erste Geschäftskundin, die ich nicht schon vor der Geschäftseröffnung gekannt hatte. (Zu sagen ist allerdings, dass ich meine Geschäftstätigkeit eben erst gestartet hatte.)

Ein Reiseblog wolle sie führen, schrieb sie, zusammen mit ihrem Mann Beat. Sie würden im Frühling 2014 aufbrechen und mit dem Bus kreuz und quer durch Europa reisen. Noch hätten sie sehr wenig Erfahrung mit internetter Technik, insbesondere Blog- und Bildbearbeitungssoftware. Als sich kurz darauf ein zweiter Bloglehrling anmeldete, führten wir, Irgendlink und ich, unseren allerersten Bloglernworkshop durch. Was uns allen sehr viel Spaß gemacht hat.

Heute sind Annette und Beat längst keine Lehrlinge mehr, weder in Sachen Blogbetreiben noch in Sachen Bildbearbeitung. Seit nunmehr zwei Jahren bereisen sie Europa. Kreuz und quer.

Und werden dabei immer langsamer, wie uns Beat gestern erzählte. Auf ihrem Weg von Nord nach Südost haben sie dieser Tage bei Verwandten in der Schweiz haltgemacht und auch uns mit einem kleinen feinen Besuch beehrt. Der NOBIS, wie sie ihren Bus liebevoll getauft haben, hat mit seinen sechs Metern Länge sogar knapp Platz auf dem letzten Parkplatz vor meinem Wohnhaus.

Bei Kaffee, Tee und Kuchen erzählen wir uns gegenseitig von unseren Lebensreiseerfahrungen, tauschen Blogwissen und Reisetipps aus und genießen die Sonne.

In einen paar Tagen brechen Annette und Beat wieder auf. Diesmal ostwärts. Doch lest selbst! Ihr Blog unserwegs.com macht Reiselaune, weckt Fernweh und füttert die Augen.

Lebensreisende sein

Inzwischen sind wieder alle Bilddateien auf meiner großen externen Festplatte nach Jahr und

Monat geordnet. Zwar hatten sie sich von der kaputten Festplatte retten lassen, aber seither und bis vor kurzem hatten sie unter einem nichtssagenden Namen in nichtssagenden Riesenordnern ohne chronologische Logik gelegen hatten – quasi unerreichbar und unbrauchbar. Endlich wieder Ordnung also?

Ja, schon, aber denn auf ebendieser externen Festplatte sind nun sowohl die Originale als auch deren Systembackups sprich Dateikopien gespeichert. Damit habe ich nun die meisten Bilder doppelt. Außerdem liegen da auch Bilder, die im Laufe der Jahre über Downloads von Webseiteninhalten auf meinen Rechnern gelandet sind, in meinen schönen neuen Monatsordnern.

Kurz und gut: Mir bleibt nichts anderes übrig, als auszumisten, als Ordner für Ordner und Jahr für Jahr alle Bilder durchzugehen und die doppelten Bilder zu löschen.

Irgendlinks Softwaretipp das Listen und Ausmisten der Duplikate einer Software zu überlassen, will bei mir nicht funktionieren. Die ganz offensichtlich vorhandenen Duplikate werden vom Programm nicht als solche erkannt und gelistet. Ich werde also händisch – wie gestern – weitermachen, denn ob ich die doppelten Bilder nun in der Anwendung oder im Ordner einzeln anklicke, macht ja keinen großen Unterschied.

Soweit so gut. Gestern Nachmittag habe ich also, nach einem intensiven Arbeitsmorgen an der Schule (mit dem letzten Schulkonzert während meiner Zeit als Musikschulsekretärin) an die ältesten Bilderordner gesetzt.

Die Jahre 2000 bis 2003 waren bei mir eine noch fast digitale-Bilder-freie Zeit. Damals – dies war meine Zeit als Mutter (immerhin drei Jahre lang) – haben wir zwar bereits unsere analog aufgenommenen Bilder zeitgleich mit dem Abziehen- auf CD brennen lassen, doch nur wenige haben es damals dauerhaft auf die Festplatte meines damaligen Laptops geschafft. Eigentlich sind es sogar nur ein paar, doch sie zeigen mich mit meinem damals noch quicklebendigen Sohn und ich schlucke leer.

Mit dem Kauf meiner ersten digitalen Sonyshot im Frühling 2004 stieg meine Bildquantität schlagartig. Nicht, dass die Qualität jener Bilder mit den heutigen, die ich mit dem iPhone oder der Nikon mache, mithalten könnte, dennoch spüre ich hier bereits zuweilen, wie sich mir ein kreativer, experimenteller Weg auftut. Damals arbeitete ich noch mit Windoo und einer (dunkelgrauen) Photoshop-Version. Und schon damals mochte ich es, technische Geräte und Programme auszuprobieren. Das Webseite-Bauen (mit einem simplen halbgrafischen Programm) habe ich mir also ebenso wie das Bildbearbeiten selbst beigebracht. Vor allem über Try & Error. Damals wie heute komme ich mit Bedienungsanleitungen, Tutorials und Co. nicht wirklich gut klar, da ich alle geschriebenen Theorien immer gleich nach dem Lesen und Sehen wieder vergesse. Ich muss etwas verstehen können, die Logik dahinter fühlen, und ich muss einen Prozess in der Praxis erleben, muss etwas mit meinen Händen tun können, damit ich mir einen Vorgang merken kann.

=====

Tja und so klicke ich mich also heute weiter durch mein Leben. Erinnerung mich. Grinsen zuweilen. Über die Mäuse zum Beispiel. Hach meine Mäuse! Anno Tubak 2005 und 2006 muss das gewesen sein.

Ich reise weiter durch mein Leben. Werde meine Lebensreise betrachten. Werde zurückblicken. Werde, was ich da mit Schnappschüssen illustriert habe, zu verstehen versuchen. Werde meine Gedankenspuren aufnehmen und den roten Faden auf- und abwickeln ... Entwicklungen betrachten.

Dankbar bin ich über die menschliche Fähigkeit zur Reflexion.

Sieben Jahre

Heute vor sieben Jahren habe ich meine ersten WordPress-Blogartikel in die Welt entlassen. Unter dem ersten Wordpressblogartikel habe ich ein paar nicht am 7. Juni verfasste Texte gepostet, die ich zuvor in meinem damaligen Webtagebuch publiziert hatte. (Ja, das ich schon vor einiger Zeit vom Netz genommen.)

Sieben Jahre lang habe ich mich nun also nicht nur mit Sofasophien, Fallmaschen und Herzgespinsten, sondern auch mit der WordPress-Software auseinandergesetzt. Oft genervt, oft beglückt. Und ja, seither hat sich viel getan. Nicht nur in der virtuellen Welt, auch in der realen.

Zum Beispiel war ich damals definitiv belastbarer, oder sagen wir es mal so: Ich verhielt mich so als sei ich belastbarer. (Dabei konnte ich mich damals vielleicht nur noch besser belügen als heute, mir noch selber besser vormachen, dass ...).

Je ne regrette rien.

Ich danke euch, liebe Leserinnen und Leser, die ihr hier regelmäßig oder sporadisch hinein schaut, mitliest, miträumt, mitlacht, mitweint und hin und wieder - da ich Ende 2015 die Kommentarfunktion ausgemacht habe -, per Mail oder über andere Kanäle die eine oder andere Rückmeldung zu meinem Geschreibsel hinterlasst.

Angefangen habe ich damals bei null AbonnentInnen, heute zeigt mein Followertacho die hübsche Zahl 1098. Gut, da sind die paar fb-FreundInnen mitgerechnet, die Pappnasen von Twitter und die Handvoll Tumblr-LeserInnen. Und nein, es ist nicht diese Zahl, die es ausmacht, es ist eher die Qualität, die sich hinter dieser Zahl versteckt. Diese Menschen alle. Ihr. Du, du und ja, auch du!

Viele wunderbare Menschen habe ich dank meines Blogs kennengelernt. Einige sogar im echten Leben. Ja, sogar richtige Freundschaften sind entstanden. Nein, ich bereue nichts.

Danke euch allen.

Und noch eins

Noch ein Jubiläum? Nun ja, kein rundes. Aber ich mag eigentlich alle Jahrestage und Geburtstage. Sie sind viel persönlicher als andere religiöse Jahresfeste, mit denen ich ja kaum was am Hut habe.

Schon um Mitternacht fing es an. Kaum hatte die Anzeige auf 00:00 gewechselt, wurde ich schon reich beschenkt. Kurz vorher war der Liebste heimlich aus dem Wohnzimmer geschlichen und mit einer Ladung kleiner und größerer Päcklein zurückgekommen. Hach. Symbolisches und Handfestes, Süßes und Humorvolles ... Ich komm' kaum nach mit Hachen.

Wie bestellt, blinzelt am Morgen die Sonne durchs Dachfenster und weckt uns grinsend. Mein Handy blinkt und piepst, kaum habe ich es eingeschaltet. Auf allen möglichen Kanälen trudeln Glückwünsche ein. Ich bin gerührt.

Der Liebste deckt liebevoll den Tisch auf der Wiese und wir planen den Tag. Am Haspelshiedter Stausee baden ist das eine, eine kleine Wanderung ist das zweite, was ich mir wünsche. Warum eigentlich nicht Geocachen?

Später gucke ich nach Caches dort in der Nähe und ich lade drei auf mein Handy, damit wir – immerhin ist es ja Frankreich dort – auch ohne Netz unsere Ziele finden können.

Und dann geht's los! Den ersten Cache finden wir schnell. Dazu sind wir erst die zweiten, die ihn loggen. So ein Glück aber auch und quell' honneur!

Später parken wir das Auto am See und wandern hügelan. Querwiesein schlüpfen wir unter Zäunen durch, finden einen tollen Hochsitz und schließlich die Höhlen von Polissoir d'Haspelshiedt.

Wow!

Die Cache-Koordinaten sind schnell gefunden, doch da der Cache sowohl am Fuß der Sandsteinfelswand als auch auf der Hochebene versteckt sein könnte und wir ihn unten nirgends finden, steigen wir, so wie es in der Cachebeschreibung auf einem Bild angezeigt wird, aufwärts. Der Trampelpfad steigt steil an und schließlich werden wir, wenn auch unser neuer Standort nur etwa zehn Meter höher als der Vorherige ist, mit einer wunderbaren Weitsicht belohnt. Hier irgendwo muss er sein, der Cache. Ich nähere mich behutsam dem äußeren Ende des gerade eben noch begehbaren Teils, zu meinen Füßen einzig ein wenig Gebüsch und ganz viel Abgrund. Ich halte mich an einem aus den Felsen ragenden Ast fest und taste mit der linken Hand die Wand nach möglicherweise unsichtbaren Nischen ab, in denen sich ein Cache verstecken halten könnte. Auf einmal gibt der Ast nach, an dem ich hänge, und ich trete erschrocken einen Schritt nach

hinten, um das Gleichgewicht wieder zu erlangen. Doch da ist ja nicht wirklich was, worauf ich stehen könnte, außer einem bisschen Gebüsch und ganz viel Abgrund. Meine Reflexe funktionieren zum Glück einwandfrei. Ein kleiner Schrei und ein großer Griff nach den Büschen retten mir das Leben. Ich hänge mit beiden Händen und zappelnden Füßen im Fels, schmiege mich an die Wand und atme erschrocken aus. Sofort kommt Irgendlink angerannt und reicht mir die Hand. Puh. Glück gehabt. Den Cache lassen wir Cache sein und beschließen sogar, auf dieses Abenteuer hin, auch den dritten Cache sich selbst zu überlassen.

Noch eine ganze Weile rast mein Herz, Dankbarkeit, Staunen und die seltsam fatalistische Erkenntnis, dass ich noch lebe, erfüllen mich bis zum Rand. Am See, mit einem Leckeis in der Hand, durchdringt mich auf einmal eine tiefe Ruhe. Ein bisschen fühle ich mich schon fast wie neugeboren. Wir suchen uns einen schönen Badeplatz und nun hält mich nichts mehr zurück. Ich schwimme drauflos, lasse mich auf dem Rücken treiben, begreife, wie lebendig ich bin und da ist einfach nur Glück in jeder Zelle. Und ja, ich weiß mich jetzt doppelt neugeboren – aber sowas von!

Wir halten ein kleines Nickerchen, genießen den Frieden dieses Spätnachmittags und schließlich fahren wir durch die wunderbar märchenhafte Wald-Wiesen und Hügel-Landschaft zurück auf den Hof. Wir bauen ein schönes Feuer und grillen uns ein feines Abendessen. Kaum sind wir fertig, trudelt ein erster Überraschungsgast ein, bald darauf noch zwei andere.

Kurz und gut, ich mag Geburtstage.

gleich und anders | Der Film

Vor etwas über einem Jahr führte ich ein Vorgespräch für die neue Film-Doku »gleich und anders« des Schweizer Filmemachers Jürg Neuenschwander. Mitgemacht habe ich dann doch nicht, aus verschiedenen Gründen. (Einer war sicher, dass mir das ziemlich enge Zeitfenster nicht passte, in dem die Filmbeiträge aufgenommen werden sollten, weil ich genau in dieser Zeit in Schweden sein würde). Dennoch habe ich das Projekt in Gedanken begleitet. Auch wurde ich zwischendurch über Aktuelles informiert und zur Premiere eingeladen.

Auch dort war ich dann doch nicht dabei, habe den Film also noch immer nicht am Stück gesehen. Bestellt ist er aber und gesehen habe ich inzwischen auch schon einige der Porträts, die freundlicherweise auf der Webseite gezeigt werden.

Wer verstehen will, wie Menschen, denen man von außen nicht ansieht, dass sie zwar gleich, aber doch irgendwie anders sind, dass sie zum Beispiel nicht gleich leistungsfähig sind wie die sogenannte Norm, wird hier einige Antworten bekommen.

Man kann den Film auch bestellen. Und im Kino sehen kann man ihn hoffentlich auch bald.

1001. Herzgespinst

Ohne es zu merken habe ich neulich den 1000. Blogartikel des Sofasophia-Blogs geschrieben. Ein bisschen schwindlig macht mich der Gedanken ja schon, dass ich 1000 Artikel innerhalb von fünf Jahren und etwa dreieinhalb Monaten (2040 Tage um genau zu sein) geschrieben haben soll.

Durchschnittlich habe ich also jeden zweiten Tag gebloggt und pro Artikel durchschnittlich 4,769 Kommentare erhalten, wenn ich meine eigenen abziehe. Wenn ich die Zeiten abziehe, in denen ich – wie jetzt – die Kommentarfunktion ausgeschaltet habe, müssten es pro Artikel mehr als 5 Kommentare sein. Ja, ein klein bisschen macht mich das froh, dankbar und ... stolz (das letzte eins meiner Reizwörter).

Zahlen. Manchmal schmeicheln sie uns und unserer Eitelkeit und wir bilden uns ein, das heißt, ich bilde mir ein, dass das was ich das schreibe und schrieb, irgendwie für andere relevant sei. Nur schon irgendwie relevant zu sein klingt nach einer Wichtigkeit, die ich sowohl haben als und nicht haben will. Schrödingers Katze und Shakespeares Hamlet gleich will ich **sein und nicht sein** zugleich.

Wie sagen die buckligen Verwandten doch so schön, wenn Klein-Hanna den Schlüssel für ihr Eigenheim in Händen hält? Es ist „etwas“ aus ihr geworden. Eine umgangssprachliche Formel für eine erfolgreiche Karriere, die mich immer gestört hat, geschmerzt sogar. Denn so gesehen bin ich ja eigentlich nichts geworden, trotz der vielen schönen Ausbildungen. Zu wenig machte ich mir bisher aus Besitz und Titeln, aus Eigenheim und Karriere.

Wie ich vorgestern Abend mit dem Liebsten nach einem Beinah-Hitzschlag die relative Abendkühle – nur noch 29 Grad war es – genoß, sofasophierten wir wie schon so oft über die Kunst, das Menschsein, das Leben und die Fähigkeit, darin wahrhaftig zu sein. Aus den Anfangszeiten meiner Bloggerei stammt mein Text Die Echte werden, die Echte sein. Schon damals trieb mich die Sehnsucht, dass mein Tun, ob nun im Bereich von Kunst oder von Broterwerb echt, wahr, authentisch sei. In meinem Plädoyer über das Wesen der KünstlerInnenseele dachte ich vor Jahren schon über das Kunstschaffen als solches nach.

In beiden Texten erwähne ich nur am Rand, wie – respektive wovon – wir als Kunstschaffende leben können. Immer schon sah und noch immer sehe ich einen Widerspruch darin, meine Kunst auf meine Art und Weise zu schaffen, echt und wahrhaftig zu sein *und* das Erschaffene kommerziell zu nutzen. Ich weiß inzwischen, dass die meisten Menschen diese Art zu denken nicht nachvollziehen können.

So sprachen wir zwei also neulich über die Grenze zwischen jenen Kunsterzeugnissen – Bildern und Texten –, die unserem Innersten entspringen und jenen, die wir erschaffen, weil wir wissen, dass wir damit irgendwie erfolgreich sein und Gefallen finden werden; dass wir damit den allgemeinen Geschmack treffen und auf Resonanz stoßen werden.

Meine Fähigkeit und -bereitschaft mich einer breiten Masse anzupassen, um anerkannt oder gesehen zu werden, ist allerdings rasant geschrumpft. Einen Text so und so gestylt resp. gesellschaftscodiert zu schreiben, dies und jenes Thema zu diskutieren, weil es gerade in aller Munde ist, jene Redewendung zu verwenden, weil es alle tun ... ich kann es fast nicht mehr tun. Und einfach nur schreiben, damit ich mal wieder etwas geschrieben habe? Nein, auch das geht nicht mehr. Und künstliches Aufbauschen eines Themas schon gar nicht. Keine Ahnung, wo das noch hinführen wird.

Ich fühle mich zuweilen wie ein einst feingeschliffener Stein, der sich zurückverwandelt in seine kantige, ungeschliffene Urform. Obwohl ich zugleich und dennoch das Gefühl habe, nebenbei ein bisschen weiser und ein wenig reifer geworden zu sein und es noch zu werden.

Eine Brücke will ich dennoch bauen. Eine, die Kunst und Kommerz versöhnt, will heißen: Eine Brücke, die wahrhaftige Kunst nicht per se von kommerzieller Nutzung ausschließt. Ich will an meiner Denkerei arbeiten, Neubewerten. Weil: es gibt sie ja wirklich, die wahrhaftige Kunst, die auch von einer großen Menge als wahrhaftig, berührend und wertvoll erkannt und anerkannt wird. Umgekehrt ist nicht alles, was laut beworben und gehyped wird, automatisch Bullshit (obwohl ich da misstrauisch bleibe).

Fazit: Nicht immer hat der Kunstkaiser auch wirklich keine Kleider an, manchmal trägt er sogar welche und manche gar aus handgesponnener Seide.

Eitelkeit – dieses Wort muss nun doch nochmals getippt werden. Fast jede Form von Eitelkeit widert mich an, wobei mir bewusst ist, dass ich vielleicht mit Eitelkeit andere Schubladen angeschrieben habe als du. Insbesondere jene Eitelkeit meine ich, wo Talent mit der Fähigkeit, sich gut und gewinnbringend verkaufen zu können, verwechselt wird, insbesondere im Literatur- und Kunstbetrieb. Oft schon bin ich auf Buchwerbung hineingefallen und habe Bücher gekauft oder ausgeliehen, die mir als Bestseller angepriesen worden sind. Nur um enttäuscht festzustellen, dass die hochgepriesene Geschichte für meinen Geschmack viel zu viel Weichspüler und viel zu wenig Knochen am Fleisch hat.

Der Anspruch, in meinen Blogs nur noch Dinge zu publizieren, die in meinem Inneren herangewachsen sind, ist ein hoher. Selbst bei Twitter werden meine Ansprüche an mich (und an das, was ich bei anderen lesen mag) immer höher. [Klar ist letztlich die Tagesform entscheidend. Manchmal finde ich nämlich fast alles doof, kindisch, kitschig, unreif, krank, was ich dort lese (fast wie bei FB) und manchmal finde ich auf Twitter viel Weisheit, Ermutigung und herzlich Humorvolles, dass es mir nachher, nach dem Lesen, tatsächlich besser geht.] Ich vermute, es liegt nicht immer nur am Gelesenen, es liegt genauso oft an mir und meiner Stimmung und an meiner Sehnsucht. Diese Sehnsucht nach wahrer, nach wirklicher Wirklichkeit, nach Wandlung, nach Schönheit und Heilwerden.

Denn das ist es, was ich will mit meinem Leben und mit meinem Schreiben. Immer weiter gehen, die Echte werden und eben auch – selbst wenn ich damit andere vor den Kopf stoße -, keine

faulen Kompromisse mehr eingehen. Weder in Sachen Brotjob noch in jenen Lebensbereichen, wo es um meine Herzensanliegen geht, wo es um den Ausdruck geht, um die Kunst, ums Schreiben. Vor allem dort nicht. Und so will ich auch in meinem 1001. Blogartikel und weiterhin über jene Themen schreiben, die mir wichtig sind.

Wenns bei dir oder dir resoniert, schön.
Wenn nicht, auch gut.

Ich danke dir, dass du da bist.

Zwischenräume

Ich vermute, dass ich nicht die Einzige bin; ich ahne, dass die meisten von uns sie tendenziell vermeiden, diese Räume und diese Zeiten zwischen den Dingen. Wir füllen sie, wenn wir sie nahen sehen, schnell auf. Ich zum Beispiel schützte die Lücken mit Lesen, Filme gucken oder mit Aktivitäten auf dem Handy (wie Bilderbearbeiten, Twittern, Elloen u. a.) auf. Schnell, schnell, damit mich nicht etwa ein Hauch von Leere treffe.

Doch manchmal schaue ich ihnen in die Augen, diesen Räumen zwischen den Dingen, und schreite mitten hinein, mitten in diese Lücke, in dieses Nichts zwischen den Dingen. Schreibenderweise gelingt mir das meistens am besten oder Bilder bearbeitend oder malend. Und auch beim stillen Wandern. Manchmal.

Wenn ich mich in die Zwischenräume gewagt habe, bin ich jedes Mal froh darüber, denn dort geht es mir gut. Oft sogar viel besser als in den fest definierten Räumen, die die Zwischenräume flankieren. Seltsam also, dass ich mich ihnen immer nur mit gewissen Widerständen nähere. Oder so seltsam auch nicht, weil ich weiß, dass mich die Zwischenräume aus dem meist viel zu engen Zeitgewand heben und ich mich nach meinem Besuch in den Räumen zwischen den Dingen ein wenig desorientiert fühle.

Schreiben kann, schreiben muss aber nicht, zwingend dieses Ding sein, das mir den Gang zwischen den Räumen erleichtert.

Schreiben kann, schreiben muss aber nicht, Erlösung sein, doch manchmal ist selbst schreiben nichts anderes als hinkender Aktivismus.

Je älter ich werde, desto mehr ahne ich, dass es eigentlich diese Wanderungen zwischen den Räumen sind, die das Leben lebenswert machen. Es ist die Stille zwischen dem Lärm, dieses Hinfühlen inmitten von Aktionismus. Es sind die Zwischenräume, die alles verändern, das Davor und das Danach; und das Darüber und Darunter auch irgendwie, weil die beiden uns zeigen wollen, woher wir kommen und was uns hält. Die Zwischenräume machen den Unterschied, sie machen aus dem Immer-immer-gleich ein Immer-wieder-anders. Sie verschieben meine Wahrnehmung und machen es möglich, dass ich aus dem Drehen um mich selbst herausgerollt

werde und auf einmal, im Gras auf dem Rücken liegend, die Wolkentiere spielen sehen kann, wo vorher nur ein paar Wolken durch den Himmel segelten.

Vielleicht besteht ja die Kunst aller Künste darin, diese Zwischenräume zu erkennen? Die eigentliche Kunst wäre es somit, die im Dialog mit den eigenen Zwischenräume gewonnenen Erkenntnisse auf unsere ART und Weise auszudrücken.

Ich jedenfalls brauche Räume, brauche Luft, brauche Zeit zwischen Dingen. Leerschläge. Lücken. Pausen.

Einen dieser Zwischenräume, ein Zwischenraum zwischen den Zwischenräumen vielleicht sogar, wird hoffentlich unsere Wanderung sein. Mit Irgendlink, diesem ganz besonders für das Lesen zwischen den Räumen begabten Menschen, werde ich in ca. zehn Tagen loswandern. An den Ufern des Rheins entlang soll die Reise führen. Ruhig und im ganz eigenen Tempo. Anfangen wollen wir im Bündnerland, am Tomasee.

Wir werden auf unserem neuen gemeinsamen Blog darüber schreiben.

Mehr Platz für den Friedensbaum

Wie ich heute Mittag nach der Arbeit auf meiner Terrasse das Wochenende einläutete, mich an den geschenkten Merci-Schöggeli einer Arbeitskollegin erfreute und gemütlich einige Kapitel meines aktuellen Buches las, hörte ich auf einmal einen Staubsauger an der Haustür brummen.

Wie jetzt, ist unsere Haus-Putzfee gekommen, ohne dass ich sie habe kommen sehen? Wie toll ist das denn! Ich habe sie ja schon ewig nicht mehr getroffen! Die letzten zwei Jahre hat sie immer die Pflanzen auf meiner Terrasse gehütet und gegossen. Doch seit ich meistens dann im Büro bin, wenn sie Treppen, Böden & Waschküche unseres Miethauses putzt, gab es so schon lange keine Gelegenheit mehr für einen kleinen Schwatz mit ihr. Die gebürtige Italienerin und schon viele Jahre Alleinerziehende hat – obwohl es das Leben nicht wirklich gut mit ihr gemeint hat – eine unglaublich positive Ausstrahlung und es macht Spaß, mit ihr zu reden. Sie ist eine starke, eine strahlende Frau, die mit ihrer inneren Kraft scheinbar (oder offensichtlich) jeder Mühsal trotzt. Ich bewundere ihren Mut im Alltag und die Würde, mit welcher sie ihre viel zu oft viel zu gering geschätzte Arbeit macht.

Schnell huschte ich also, nachdem ich den Staubsauger gehört hatte, durch die Wohnung in die Waschküche rüber, wo ich sie hantieren hörte und freute mich sogleich über ihre herzliche Freude, mich zu sehen. Doch ich hatte ja auch einen Hintergedanken. Ob sie vielleicht wieder meine Topfpflanzen ...? Aber ja, sie könne ja eh einmal mehr nicht in die Ferien, auch diesen Sommer nicht ... (Hach, wäre ich reich, würde ich ihr Ferien schenken. Oder ihre Steuerschulden begleichen. Oder gleich beides!)

Wir gehen wandern, sage ich, mit dem Zelt. Diese Art Ferien kann ich mir leisten. (Aber wir

machen das nicht nur so, weil es die billigste Art Ferien zu machen ist, denke ich. Nein, auch weil wir es so mögen. Weil es uns entschleunigt und weil es uns ruhig und einfach macht, weil es uns gut tut, wieder näher am Boden zu leben, auf der Erde zu sitzen und ihr nahe zu sein, auf ihr zu liegen, zu schlafen. Ja, auch das denke ich nur.)

Sie erzählt mir unter anderem von den Schwierigkeiten ihres Sohnes, eine Lehrstelle als Automechaniker zu finden. Für den Sommer 2017. Er sei kein Superschüler, eher schüchtern, eher klein, eher mollig wegen seiner Schilddrüsenerkrankung, und bisher hätten ihn alle Schnupperbetriebe abgelehnt, weil sie ihm diese Lehre nicht zutrauten. Schade.

(Aber vielleicht weiß ja eine/r meiner Aargauer LeserInnen etwas? Es müsste allerdings wohl im Raum Brugg/Baden sein, wegen der Fahrkosten, die möglichst tief sein sollten.)

Wie auch immer ... wir erzählen und erzählen und lachen immer wieder ... es tut mir gut mit ihr zu lachen. Lachen gegen all diese Widrigkeiten, die das Leben uns immer mal wieder geboten hat. Nebenbei biete ich ihr einige Merci-Schöggeli an, die ja, wie gesagt, bei mir auf dem Tisch herumliegen. Ich teile Dankbarkeit mit ihr. Darüber freut sie sich und schließlich geht sie wieder an ihre Arbeit und ich an meine. Aufräumen ist angesagt. Und den kleinen Friedensbaum sollte ich auch endlich mal in einen größeren Topf setzen, damit der Frieden wachsen kann.

Das Ding mit den Codes

Es dauerte lange, bis ich endlich damit anfang, die Welt ein bisschen besser als gar nicht zu verstehen. Länger als bei den meisten, vermute ich. Im Lernen bin ich, was vielleicht erstaunen mag, zuweilen eher langsam. (Schreit das jetzt nach einer Erklärung, weil ich einige von euch murmeln höre, dass sie mich genau gegenteilig einschätzen? Nun denn ...)

Ich habe wohl eine schnelle bis sehr schnelle Auffassungsgabe und habe eine sicher ebenso schnelle Wahrnehmungs- und Beobachtungsgabe. Damit ist jedoch ein Inhalt, den ich lernen soll, noch lange nicht decodiert, verstanden und verinnerlicht, was für mich ‚etwas gelernt zu haben‘ heißt.

Eher war es bei mir als Kind und junge Frau so, dass ich meine Umwelt mit all den zu lernenden Dingen – Sachwissen ebenso wie soziales Verhalten – zwar sehr differenziert beobachtete und wahrgenommen hatte, dann aber mit all diesen theoretischen und oft genug abstrakten Inhalten, Beobachtungen und Erkenntnissen nicht weitergekommen bin. Weil ich sie nicht verstand und weil ich nicht wusste, wie ich sie anwenden sollte.

Warum verhielt sich dieser Mensch so, warum sagt jener Mensch das so und so? Was mir sehr lange fehlte, war eine passende Übersetzungsmethode für all diese Dinge zwischen den Zeilen der Zeilen. Ironie zum Beispiel verstand ich sehr lange nicht. Oder jedenfalls nur theoretisch. Darüber lachen oder grinsen konnten ich jedenfalls nicht. Wohl verstand ich die einzelnen Wörter, doch im Kontext, in dem sie standen, um ihren ironische Wirkung zu entfalten, bedeuteten sie mir

nichts.

Fast alles auf dieser Welt ist irgendwie codiert, vielleicht von einem Kinderlächeln mal abgesehen. Jede Nation, jede Gesellschaft, jede Gruppe hat ihre Codes. Die meisten Menschen werden sehr früh in ihre spezifischen Codes eingeführt (»Guck, so musst du das machen!«) oder haben zumindest irgendwo in ihrer Werkzeugkiste jene Fähigkeit, die mir fehlt, diese Codes zu entschlüsseln. Manche lernen sie vermutlich einfach durch abschauen und nachahmen. Ich war wohl so um die dreizehn oder vierzehn, als ich langsam anfang, dazuzugehören, weil ich endlich die sozialen Codes zu imitieren gelernt hatte. Sie mir zu eigen machen, gelang mir allerdings nie wirklich. Jedenfalls nur sehr punktuell.

Weil, nun ja, weil ich Codes bis heute misstrau. Alles, was der Anpassung an eine Mehrheit dient, ist mir suspekt, weil es impliziert, dass eine Mehrheit ‚richtig‘ denkt und dass dieses Dazugehören wichtig ist. Doch wozu zum Beispiel soll es gut sein, dass alle die gleiche Art Schuhe und Frisuren tragen oder die gleichen Redewendungen benutzen? Kleidervorschriften für Männlein und Weiblein – wozu sollen die gut sein, (von den Modezaren und Supermodels mal abgesehen)? Auch der Sinn der Krawatte hat sich mir noch nicht erschlossen, ein Code, der sich mir nie, weder vom metaphorischen noch vom ästhetischen Standpunkt aus, zu erkennen gegeben hat. Kurz und gut: Jegliche Angleichung und jegliche Normierung an eine Mehrheit habe ich schlicht und einfach nie als für mich sinnvoll erkannt (obwohl sie vermutlich, zumindest evolutionsbiologisch gesehen, das Überleben der Spezies Mensch gewährleistet hat).

Mir fehlte und fehlt dazu etwas, das ich hier mal Übersetzungstool nenne.

Irgendwann fing ich dennoch an, zu ahnen, wie die Welt in sich selbst zusammenhängt, wenn auch nicht von innen heraus, dazu war ich nie genug innendrin. Über ein Ahnen bin ich vermutlich nie herausgekommen.

Ich schaue also heute in dieses Terrarium hinein, in welchem sich die Menschen tummeln. Ich schaue ihnen zu wie damals, als ich noch Rennmäuse hatte, denen zugeschaut habe. Alphatierchen waren und sind mir übrigens, nicht nur bei Mäusen, suspekt. Es sind die Omegatierchen, die mich interessieren, bei Mäusen ebenso wie bei Menschen. Jene Wesen eben, die die Codes nicht kennen, die – mutig oder naiv oder beides – den Konventionen den Rücken drehen. Die, deren geheime Superkraft darin besteht, sich selbst zu sein, weil sie nicht gut sind in Rollenspiel.

Während ich so über dieses mein (latent schwarzweißes) Denken nachsinne, fällt mir eine Aussage ein, die ich sinngemäß vor einiger Zeit von einer grünen Politikerin gehört habe: »Ich wünsche mir gar nicht, dass alle gleich denken wie ich, ich wünsche mir aber, dass wir alle dazu bereit sind, uns mit der Meinung und den Gedanken der anderen ernsthaft auseinanderzusetzen. Das ist meine Vorstellung von Demokratie.«

Ja, das ist auch meine Vorstellung. Nicht nur von Demokratie, auch von Lebendigkeit. Es braucht

diese Meinungsdiversität und es braucht die reife Auseinandersetzung mit den Problemen dieser Welt. Dazu braucht es keine Gleichmacherei durch Verhaltenscodes und -konventionen, die unter dem Strich eh immer mehr Menschen (und Mäuse) aus- als einschließt.

Und es braucht wohl auch die Erkenntnis, dass wir von den wenigsten Dingen wirklich etwas verstehen. Dass das meiste Wissen, das wir zu haben glauben, bestenfalls Halbwissen ist. Ich wünsche uns, dass Erkenntnis und Bereitschaft wachsen, uns ernsthaft mit den essentiellen Dingen auseinandersetzen zu wollen.

Eine ernste Auseinandersetzung mit einem Thema ist allerdings mehr als die meisten zu leisten bereit sind und ist mehr als eine kleine Suchmaschinenrecherche mit oberflächlichem Durchlesen der ersten fünf Zeilen der obersten drei Suchergebnisse. Eine ernste Auseinandersetzung bedeutet, sich mehrere Seiten zu einem Thema anzuhören, sich im Sinne des Worte auseinander – innerlich also auf verschiedene Stühle – zu setzen, das Thema aus verschiedenen Gesichtspunkten zu betrachten und sich dabei eine eigene Meinung zu bilden, die sich vielleicht sogar von der ersten, spontan gebildeten, total unterscheidet. Und die zu einem späteren Zeitpunkt – wenn die Dinge möglicherweise anders liegen – durchaus eine andere sein darf.

Wahrscheinlichkeiten und das Dasein

Dieses menschliche Dasein sei ein Gasthaus, sagte Rumi, ein Sufi-Dichter im 13. Jahrhundert. Alles, was und jeder, der uns begegne, sei unser Gast, der uns weiterführen wolle. Schweres sei also ebenso ein Gast wie Freude.

Ich zitiere die letzten Zeilen:

Begrüße und bewirte sie alle!

[...]

begegne ihnen lachend an der Tür
und lade sie zu Dir ein.

Sei dankbar für jeden, der kommt,
denn alle sind zu deiner Führung
geschickt worden aus einer andern Welt.

Ich frage mich, ob es »wirklich« so ist, wie es da heißt, also dass uns – dir, mir – alles, was geschieht, zur Weiterführung und Lehre geschickt sei. Und wo sich diese andere Welt befindet, wer sie regiert und ob es für jede und jeden eine andere ist. Und ich frage mich, ob alles letztlich nur durch unsere Interpretation des Lebens wird, was es wird und wirkt, wie es wirkt.

Eben stolpere ich über mein obiges »wirklich«, was ich gedankenlos meist mit »wahr«

gleichsetze.

Huch – Wahrheit. Wo ich doch schon sehr lange ahne, dass es DIE Wahrheit nicht gibt. Einzig vielleicht als Synonym von Liebe. Aber auch das ist eher Ahnung denn Faktum.

Dafür glaube ich an die (kleine, punktuelle) Wahrheit der Wahrnehmung unserer persönlichen Wirklichkeit.

Wirklichkeit: Ist wahr, was wirkt?

Wahrnehmung: Ist wahr, was ich für wahr nehme?

Ich nehme aus den Augenwinkeln immer mal wieder die Wahrscheinlichkeit oder Möglichkeit wahr, eines Tages der Illusion in die Augen schauen zu können. Diese Illusion, für die ich das irdisch-materielle Leben im Großen und Ganzen halte.

Darum ist Leben, mein Leben zumindest, vielleicht & letztlich nur in einer Art Konjunktiv, einer Art Möglichkeitsform lebbar.

Fakt ist*, dass sich alles zu allem irgendwie verhält.

Sich nicht zu verhalten ist nicht möglich.**

[Gibt es also letztlich gar keine Neutralität, keine Gleichgültigkeit?]

Außer wenn man tot ist?

Wahrheit

in Relation zu

Wahrscheinlichkeit

in Relation

zu Wirklichkeit

Das eine nicht ohne das andere?

Alles hängt zusammen?

Müsste es in diesem Fall also doch eine letzte Wahrheit geben? Eine aber, die sich nicht um Religionen und Rechthabereien schert und die uns nicht nach bewertet, ob man an sie glaubt oder nicht? Eine, die einfach existiert, weil sie nicht anders kann, weil sie einfach wahr ist? Eine Wahrheit auch, der es egal ist, ob wir sie erkennen oder nicht.***

Geht aber Wahrheit ohne Gefühl?

Und was ist mit dem Begriff »echt« als mögliches Synonym zu »wahr«?

* Oh, ist es wirklich und wahrhaftig so?

** Sagt eigentlich wer?

*** Höre ich da jemanden sagen: Ja, die Wissenschaft! – Mag sein, nur ist die Wissenschaft ja auch nur ein Forschungsgebiet, das die Wirklichkeit Stück für Stück zu erforschen versucht und nie fertig wird, weil alles viel zu groß und viel zu unfassbar ist für uns Menschen.

Leben, träumen & schreiben

Lebst du noch oder träumst du schon? Irgendlink hat in mir was losgetreten, als er letzte Woche seine neu überarbeitete Roadmap bloggte. Was für eine Karte, was für ein tolles Fährtenbuch, in welchem er seine Abenteuer – die erlebten ebenso wie die zu bestehenden – beschrieben hat. Seine Leitplanke, um im Ideenfluss der Künste nicht zu ertrinken.

Wo Wunsch ist, kann Wirklichkeit werden. Oder andersrum: Jede Wirklichkeit fing klein an, war zuerst eine kleine Idee, ein Wunsch, ein Traum.

Welche Bücher möchte ich gerne schreiben?, fragte ich mich also, als ich über meine eigene noch ungeschriebene Roadmap nachdachte – und über jene Dinge, die in meinem Fährtenbuch erwähnt werden wollen.

Kaum gedacht, standen auch schon ein paar Ideen Schlange. Nun ja, meine angefangenen, eingeschlafenen, an Keine-Zeit-Haben eingetrockneten Projekte möchte ich fertigstellen, natürlich. Jedenfalls, wenn ich sie bei näherer Betrachtung noch gut finde ... Noch lieber jedoch möchte ich ein neues Buch schreiben. Ich habe Lust, mich vom biografischen, essayistischen Schreiben zu entfernen und wieder mehr zusammenhängende Geschichten zu schreiben, längere Geschichten, Romane.

Auf einmal stand die Protagonistin vor mir. Sie gleicht mir ein wenig und ist doch ziemlich anders. In etwas aber gleicht sie mir sehr: Sie ist eine Anti-Heldin, eine Hochsensible, die aneckt mit ihrem Gespür. Aber sie ist dennoch eine, die – ja, das muss sein! – ihren Weg geht und Dinge schafft, die womöglich gegen alle Vernunft sind.

Nun ja, zur Krimiautorin fühlte ich mich bisher nicht berufen, darum wird es wohl keine Leichen in meinem neuen, angedachten Buch geben, aber ein paar Abenteuer natürlich schon. [Keine Ahnung, ob ich jemals von meinen zentralen Themen (Tod, Amok, Suizid) wegkomme.]

»Schreib über jene Themen, die dir unter den Nägeln brennen!«, riet mir ein bekannter Schweizer Autor in einem Schreibseminar. Ich kann ja im Grunde nicht anders, denn alles andere wäre gekünstelt und gebastelt und an den Haaren herbeigezogen. Ich kann ja zum Beispiel auch nicht reimen und etwas damit anfangen auch nicht, wozu also sollte ich es versuchen? Das überlasse ich anderen. Also bleibe ich bei meinen zu meinem Fuß passenden Schustersleisten.

Nicht, dass ich mich nicht weiterentwickeln will. Und das Abenteuer des Lebens besteht ja oft genau darin, Grenzen auszuloten und auszudehnen. Doch noch habe ich meine Schreibgrenzen längst nicht ausgereizt, wozu also sollte ich sie schon jetzt ausdehnen?

Da träume ich lieber zuerst ein wenig von meinen Schreibabenteuern, auf dass sie wirkliche Wirklichkeit werden.

Und schon bald träume ich übrigens im Zelt liegend. Übermorgen geht's los! Wanderst du mit uns mit am Rhein entlang?

Winke-winke bis im August

Die nächsten Wochen wird dieses Blog hier ruhen, dafür geht es woanders weiter.

Noch einmal schlafen, dann geht es los. Irgendlinks Reise fing schon am Dienstag an. Er ist in der Pfalz Richtung Schweiz losgeradelt und hat unterwegs gebloggt.

Gestern Abend bin ich ihm spontan entgegen geradelt und habe ihn auf dem Bözberg getroffen. Hach. Und nun sind wirklichwirklich Ferien!

Heute haben wir gewaschen und gepackt und morgen wandern wir los. Ich habe lautes Herzklopfen. Wie es wohl wird? Kommt ihr mit? Wie gesagt: Hier werde ich, wie gesagt, in dieser Zeit nicht bloggen, dafür drüben auf Flussnoten – im Duett mit Irgendlink – über unser Unterwegssein schreiben. Immer mit dem Liebsten an der eine und dem Zauber der Einfachheit auf der andern Seite voranwandernd, mit dem Rhein als Wegweiser.

Ankommen zu wollen?

Dieses weiße Blatt – nun ja, kein Blatt, ein Feld, ein Fenster, eine Fläche, ein Spiegel vielleicht sogar –, es sagt, es ruft, es befiehlt: Schreib. Und ich, ich zögere. Schau diese weiße Fläche an. Und fühle mich leer. Nein, nicht leer, wortlos, nein, auch nicht ... desorientiert womöglich.

Nicht, dass ich die Tastatur und das Schreiben auf ihr verlernt hätte nach den drei Wochen Touchscreen-Schreiberei unterwegs am Rhein, eher ist es so, als wüsste das Herz nichts mehr mit diesem Sesshaftsein hier und dem Laptop und dem Hier- und So-Sein anzufangen.

Viereinhalb, fast fünf Tage bin ich nun wieder daheim und es ist ein Daheim, das ich mag. Ein Dorf, in welchem ich mich wohlfühle. Ein Bett, in dem ich gerne schlafe. Ein Bad, in welchem ich mir gerne die Zähne putze, den Spiegel angrinse, die Dusche benutze. Eine Wohnküche, in der ich gerne koche und am Tisch sitze, essend, lesend. Doch, ja, aber ... hm, ja, da ist ein Aber. Eins, das sich mir noch nicht so richtig zeigt. Und ich weiß nicht, was es mir sagen will.

Derweil lese ich weiter im Buch von Rachel Joyce, das den schönen Titel Die unwahrscheinliche Pilgerreise des Harold Fry trägt. Vor unserer Wanderung habe ich es zu lesen angefangen und nun wandere ich wieder weiter mit Harold, der nach vielen Nächten in Pensionen damit angefangen hat, draußen zu übernachten und dabei – ähnlich wie ich – zu merken beginnt, wie die Natur einen Menschen verändert. Ihn demütiger macht, bewusster, wacher. Noch mehr als

ich stellt Harold dabei fest, wie wenig er eigentlich wirklich braucht, um den Weg, den er gehen will, gehen zu können.

Vor ein paar Tagen habe ich über den Kontrast zwischen dem Leben draußen und dem Leben drinnen auf Flussnoten, unserm Rhein-Blog geschrieben. (Dort haben wir in den letzten Wochen über unsere Erlebnisse und Erfahrungen erzählt und dort hat es auch einige wenige Bilder.)

Die meisten Bilder aber haben wir noch nicht gezeigt, selbst noch nicht wirklich angeschaut. So viele Bilder. Ich muss sie erst mal sichten, einige davon auswählen und verkleinern, bevor ich einige hier und auf Flussnoten zeigen kann.

Schreib!, tönt es also, das weiße Blatt, und ich würde gerne. Ich würde gerne dort weitermachen, wo ich – ... ja, was? – aufgehört habe? Geht das überhaupt? Immer weiter und immer weitermachen, bloß um ...?

Anzukommen?

Wie wichtig ist das Ziel? Und wenn ja, wie sieht es überhaupt aus, mein Ziel? Ist es nicht vielmehr so, dass ich eine Unterwegse bin, eine die geht. Mal schneller, mal langsamer, und dass das Ziel nicht mehr als eine Illusion des Ankommens erzeugt in seiner ganzen Vorläufigkeit? Zugegeben eine erwünschte Illusion, eine wohltuende. Eine, die dem Leben seinen vorläufigen Sinn gibt. Geben kann.

Pause.

Ich erlaube mir inzwischen, häufiger Pausen zu machen als noch vor kurzem. Weil ich sie brauche. Weil ich mich erholen muss. Beim Wandern waren die getrockneten T-Shirts, die getrockneten Socken und Schuhe unsere Pausenmaßstäbe. Was es wohl im Alltag sein könnte? Werde ich mir treu bleiben können im Alltag, mir, meinem wiedergefundenen Tempo und meiner akutellen Gegenwärtigkeit?

Das Gespür für sich selbst. Ich habe es endlich wieder und ich will es nicht mehr verlieren.

Mut zur Pause

Es war heiß, doch keine Geschichte hat verdient, so anzufangen. Nun ja, immer noch besser als mit „Es regnete“ anzufangen – selbst wenn es das tat (also regnen) – oder mit „Ich träumte“.

Dennoch. Dass es heiß war, spielte womöglich nur eine untergeordnete Rolle. Heiß konnte es ja immer sein und fast überall. Zudem ist ein winterlich überheizter Büroraum so unangenehm wie ein sommerlich schwüler Platz in einer großen Stadt. Und natürlich gilt das ebenso für Regen – sogar wenn du drin bist – und für Träume.

Angenehm oder unangenehm hängt nicht zwingend davon ab, wie es wirklich ist, da draußen,

sondern davon, wie wir etwas wahrnehmen. Und wie wir es annehmen. Wie wir uns diesem Es, diesem Etwas, diesem Zustand, diesem Umstand hingeben können. So wie alles, was wir wahrnehmen (fast immer) in eine unserer Wahrnehmungsschubladen fällt. Wobei wir manche Dinge natürlich auch mal so mal so wahrnehmen.

Regenwandern, hitzewandern, regenradeln, hitzeradeln – vielleicht sind die Umstände, die uns das Wetter beschert, doch nicht ganz so nebensächlich, nicht ganz so leicht dem gewünschten Vorankommen unterzuordnen?

Das Wetter, so philosophierten Irgendlink und ich heute vor einer Woche, kurz bevor wir nach 20 Tagen Rheinwandern (ab Quelle in den Bergen) den Bodensee erreicht hatten, das Wetter ist das einzige, das wir Menschen nicht wirklich beeinflussen können. Da: Der Fluss im Wort, der Einfluss. Ja, den Fluss, den Rhein, haben wir beeinflusst, ihn gezähmt und ihn darum zum immer wieder Überschwemmen gezwungen, weil ihm die Mäander fehlen, die seinen Überfluss relativieren könnten. Wir haben ihn zwischen Deiche – zwischen Doppel- und Dreifachdeiche – gezwängt, aber das Wetter? Das Wetter, nein, das haben wir nicht im Griff.

Ja, ich bin eine Schönwetterwanderin und -radlerin, dennoch lehrt mich das Wetter Demut. Nun ja, ich übe noch. Ich hadere schnell, weil es mir unangenehm ist, wenn ich allzu sehr schwitze, allzu sehr nass vom Regen werde.

Vielleicht ist es eine Frage der Haltung? Nein, nicht vielleicht. Es IST eine Frage der Haltung (und ja, klar, eine gute Ausrüstung hilft, aber sie wirkt sich nur bedingt auf die Haltung aus und ersetzt diese keineswegs).

Unterwegs zu sein, fordert Mut. Und ja, es macht auch Mut, den eigenen Rhythmus zu finden und ihm entsprechend Pausen zu machen. Sich selbst zuliebe das eigene Tempo zu finden. Um der Ruhe willen, die dabei in uns wachsen kann.

Frau Rebis radelt mit ihrem Sohn von ihrem Zuhause in Süddeutschland nach Berlin. Sieben Tage sind die beiden bereits unterwegs. Frau Rebis twittert und bloggt. Und ja, auch sie macht Pausen, Denkpausen, in denen sie sich schreibend mit Fragen des Lebens auseinandersetzt, die uns alle – als Reisende ebenso wie als Alltagsmenschen – angehen und berühren. Ihr Blog und ihren Twitteraccount empfehle ich gerne allen, die bewusst unterwegs durchs Leben sind.

Auch der Emil ist unterwegs – er pilgert zu Fuß auf den Spuren der Jakobspilger von Görlitz südwärts Richtung Vacha, auf der Via Regia, wie der Ökumenische Pilgerweg auch heißt. Damit erfüllt er sich zwei schon lange gehegte Wünsche: das Fernwandern zum einen, das Pilgern auf Jakobswegen zum andern. Ich freue mich sehr, auch ihn als Leserin begleiten zu dürfen. Es ist sehr ermutigend zu sehen, wie er sich mit dem Wandern auseinandersetzt und vorankommt auf seinem inneren und äußeren Weg.

Unterwegs zu sein, fern der persönlichen Komfortzonen, ist eine Herausforderung, die ich je länger je mehr wertschätze. Es geht ums Vorankommen – innen und außen –, nicht primär um

das Ziel an sich. Und ja, fast nebenbei geht es auch darum, sich selbst besser kennenzulernen, zu reifen, zu verstehen, in Kontakt mit sich und seiner Umgebung zu sein, zu bleiben, zu kommen. Dazu wechselt die Umgebung stetig, mal ist sie vertraut, fremd, lieblich, lärmig, wunderschön, garstig ... vieles können wir im Voraus recherchieren, doch ein Faktor wird immer unberechenbar bleiben: das Wetter.

Für heute waren eigentlich Regenfälle angesagt gewesen, den ganzen Tag; hier jedenfalls. Doch als Irgendlink und ich heute um halb zwölf losgeradelt sind – er, um zurück zum Rhein zu gelangen und mit ihm weiter Richtung Norden zu fließen, ich, um ihm auf dem ersten Stück zu begleiten – war der Himmel zwar grau, aber trocken. Und ist es noch. Für mich definitiv die Schublade „angenehmes Radelwetter“.

Ja, ich gestehe es, ich bin froh, wenn die Menschen, die ich mag, wohlbehütet – will heißen unfallfrei und trocken, aber auch nicht allzu sonnenverbrannt – durch den Tag kommen, den sie draußen, unterwegs in der Natur, den Elementen ausgesetzt, verbringen.

Irgendlinks Reise am Rhein könnt ihr weiterhin in unserm Flussnoten-Blog verfolgen.

So Dekozöix

Wie sie sich dekorieren, die Menschen,
mit einer nacherzählten Geschichte über sich,
die sie in ein gutes Licht stellen soll.

Mit der Erwähnung, wie dicke sie
mit XYZ sind, deren oder dessen Glanz doch bittebittebitteschön ein klitzekleines riesengroßes
Bisschen
auf sie abfärben möge.

Mit ein bisschen Farbe und ein bisschen Puder dekorieren sich manche
an jenen Stellen,
die nicht so gefällig sind.

Andere dekorieren sich mit ein bisschen Nichts,
aus Trotz,
und um der Natürlichkeit willen.

Und ja, mit Worten auch, mit
Worten wie bunten Tüchern.

Fassade, so viel Fassade,
Tand,
Selbstdarstellung.

Um nicht, nein bloß nicht!,
sich selbst

so klein,
so menschlich klein,
klein und demütig,
- oder warum nicht einfach ganz einfach? -
verletzbar, so verdammt verletzbar
und angreifbar, auslachbar, unbequem,
sein zu müssen.
Nackt und wahrhaftig.

Substanz, wo versteckst du dich?
Und du, Wahrhaftigkeit? Und du, Essenz?

Ach, die Menschen, wie sie sich aufblasen,
um gesehen zu werden,
entdeckt zu werden,
gelobt, beachtet,
erwähnt und geliked.

Ach, Mensch.

Das Schöne und das Biest

Womöglich ist es per Werkeinstellung nicht vorgesehen, dass ein Lebewesen nur dem Schönen, dem Lebensfördernden frönt. Umgekehrt ist es kaum erstrebenswert, immer nur auf das Biest, den Schweinehund, den internen, zu hören. Es muss wohl dieses ewige Hin und Her sein, dieses Auf-dem-Lebensseil-Balancieren, dieses ständige Ringen um das Gleichgewicht, was uns Lebewesen lebendig hält. Balancieren wir nicht mehr, sind wir tot.

Wollen und müssen.

Essen und scheißen.

Tun und lassen.

Helfen und weggucken (wenn ja oder nein und wann und wo?).

Ruhen und arbeiten.

Reiben und entspannen.

Zugegeben, für meinen Geschmack ist da zu viel Schweinehundkram. Zumindest in meinem Fokus. Schwindlig wird mir ob der Einseitigkeit. Ob der Berichterstattung auch, die schwerpunktmäßig über den Zerfall nicht nur berichtet, sondern in zunehmend instrumentalisiert. Und schlecht wird mir auch immer wieder ob all der subtil-manipulativen Methoden, deren wir uns bedienen.

Mir wir schlecht vom Zustand der Welt, wie gesagt, im Großen ebenso wie im Kleinen. Insbesondere vom Zustand der Spezies Mensch (mich eingeschlossen). Mir fehlt in all dem

Hässlichen drin, das Gegengewicht, damit wir nicht kollektiv vom Seil fallen. Mir fehlt das Leichte, Schöne, Nährende, Ermutigende. Obwohl ich natürlich auch all die Menschen sehe, die aufstehen. Die Wahres sprechen, die Dinge beim Namen nennen und verändern. Ich bin also nicht ganz und gar hoffnungslos. Noch balancieren wir, noch leben wir.

»Muss ich aufgeben, wegschauen, mich durch ein Wurmloch zurückziehen, um in einer selbst erdachten Blümchenwelt neu in Erscheinung zu treten?«, fragte Irgendlink im Flussnotenblog vor ein paar Tagen angesichts der Zustände dieser Welt.

»Muss ich wegschauen, um überleben zu können, muss ich wegdenken, wegfühlen, weghören, um nicht von all dem Mist überflutet zu werden, den wir Menschen mit uns Menschen anstellen,« frage ich. »Müsste ich nicht vielmehr Kürbisse in diesen Mist setzen? Oder Luthers berühmten Apfelbaum, den man pflanzen sollte, selbst wenn morgen die Welt unterginge?«

Mit Schönheit der Hässlichkeit antworten. So twitterte ich vor Monaten.

Schönheit? Ist das nicht ein bisschen banal? Und ein bisschen unpolitisch, ein bisschen naiv und, ähm, vor allem ein bisschen langweilig und ununterhaltsam? Außerdem: Wer will denn immer nur Sonnenuntergänge und Blümchen? Zumal ... gerade KünstlerInnen sollten doch etwas aussagen ... Stellung beziehen.

Schönheit - was immer sie ist oder nicht ist, aber unpolitisch ist sie zuletzt, denn Politik meint neben den Strukturen und Prozessen einer Bevölkerungsgruppe immer auch die Inhalte zur Führung der Gruppe nach innen sowie die Beziehungen der einzelnen Gruppenmitglieder, der einzelnen Menschen zu- und miteinander: Ohne Schönheit als Leitplanke ist das Wohl einer Gemeinschaft nicht umsetzbar.

Schönheit sei zumindest im Kontext mit Kunst zu banal? Sorry, aber ich kann es nicht mehr hören, dieses Kunstgedöns; und dieses Bewerten, was geht und was nicht, langweilt mich je länger je mehr. Dieses gegenseitige Sich-Messen, dieses Sich-Ausbooten, dieses Sich-Profilieren und Sich-Dekorieren (nun ja, nicht nur in der Kunstszene natürlich).

Ich sehne mich nach Lebensfreude und dem Bedürfnis nach Lebendigkeit oder einfach so, aus Lust am Kreieren, Gewachsenem, nach Organischem statt Konstruiertem. Ob von Kunstwerk oder Apfel, ob Kürbis oder Erzählung ist dabei zweitrangig. Ich sehne mich danach, von Kunstwerk, Apfel, Kürbis oder Erzählung berührt zu werden, berührt von deren Unabsichtlichkeit, von ihrem Einfachso, von ihrer Phantasie und ihrem Humor. Ja. Ich wünsche mir auch mehr Ermutigung statt Selbst- oder Einander-Zerfleischung. Und ich wünsche mir mehr Wahrhaftigkeit und weniger Selbstdarstellung. Mehr Teilen und Sich-mit-Freuen und weniger Das-war-meine-Idee. Mehr kreative Hingabe an den Fluss und weniger meist vom Verstand gesteuertes Andere-Überzeugenwollen. Mehr Erzählen, was ist und es auch wirklich so meinen und weniger Interpretieren und Nacherziehen.

(Und damit meine ich wirklich immer auch mich selbst mit.)

Sehen oder nicht und wenn ja, wie und womit

Anfang dieser Woche sind Irgendlink und ich nach Hessen gefahren. Unser Besuch bei Frau Traumspruch hat mich tief berührt und tut es noch. Zum einen wollten wir sie schon lange persönlich kennenlernen, zum andern durften wir ihr, auf die Bitte anderer hin, ein Gerät vorbeibringen, das ihr hoffentlich dabei hilft, mit dem ihr verbliebenen Sehrest Texte zu lesen.

In das Gerät gelegte Texte lassen sich damit fast beliebig vergrößert auf dem Bildschirm anzeigen. Lesen als fast Blinde fällt Frau Traumspruch schwer. Ihre Augen hindern sie am Sehen. Das ist ein Hindernis, in der Tat, und ja, wer wenig oder gar nicht mehr sieht, gilt in unserer Gesellschaft als behindert. Behindert ist aber womöglich in erster Linie unser Umgang mit den gegebenen Einschränkungen.

Doch zum Glück findet da und dort ein Neudenken statt und gibt es auch schon einige Hilfsmittel, die es blinden Menschen erleichtern, sich in der sich verändernden Welt, eben auch in der virtuellen Welt, halbwegs befriedigend zu bewegen. Die Lobby für Blinde ist jedoch nicht riesig, sonst gäbe es im Softwarebereich bestimmt schon überzeugendere Werkzeuge als die Screenreader von Apple und MS. Da ist noch viel Entwicklungspotential, denn sie lesen mal vor, was da steht - inklusive aller Sonderzeichen und Icons -, mal lassen sie aus, was wichtig wäre. Immerhin lesen sie vor, denn einen Bildschirm mit Brailleschrift zu bestücken dürfte technisch eher schwierig sein.

Wer etwas Kostbares verliert - ob das Augenlicht oder einen geliebten Menschen ist dabei vielleicht sogar sekundär -, muss sich neu erfinden, neu zusammensetzen. Wohl denen, die dabei nicht verbittern.

Dass sie nie hadere, behauptet Frau Traumspruch nicht. Auf die Frage, was sie jetzt gerne tun würde, wenn sie könnte, wie sie wollte, antwortete sie einer Bekannten: In ein Museum gehen. Ja, auch Blinde möchten Bilder sehen. Möchten teilnehmen, teilhaben an Kunst, an Ausdruck, an Politik, am kulturellen Leben. Mich berührt, dass Frau Traumspruch nicht im Hader stecken geblieben ist, als sie vor neun Jahren innert Wochen fast ganz erblindete. Ich freue mich, dass sie sich dem Neuen gestellt hat und eine Zufriedenheit ausstrahlt, die ich manchmal bei mir selbst vermisse. **Zufriedenheit**, ja, und ich wünsche es uns allen, dass wir im Frieden sein können mit unserem So-Sein.

Mit Frau Traumspruch, ihrem Partner und Irgendlink zusammen am Tisch zu sitzen und über das Leben nachzudenken, zu spüren, was ist und was geht und was möglich wäre, hat mich ermutigt, mehr wieder am Frieden mit mir selbst zu arbeiten.

Was wir alle konkret tun können? Bilder, die wir in den sozialen Netzwerken teilen, können wir beschreiben. **WordPress**-Bilder werden zum Beispiel im Bearbeiten-Modus beschrieben - in der App ebenso wie am Rechner. Es ist ganz einfach: Wir klicken uns in die Alt-Text-Zeile und beschreiben, was das Bild zeigt. Nennt die Gegenstände, Menschen, Formen und Farben auf dem

Bild, allenfalls auch die Bildebenen wie Hinter- und Vordergrund. Nein, es braucht keine Interpretation und Intention, keine grossen Geschichten, einfach nur die Bildinhalte.

Bei **Twitter** können wir innerhalb der App (jedenfalls bei den neueren Updates auf iOS, bei Android weiß ich nicht) das Tool ‚Bildbeschreibung‘ in den Einstellungen* freischalten, um ab sofort jedes Bild kurz beschreiben zu können (Dieser Textbereich hat deutlich mehr als 140 Zeichen und die Bildbeschreibung ist danach im Quelltext des Bildes, als Bildinformation, mit dem Bild verknüpft). Kleiner Aufwand, große Wirkung!

Neuerdings lassen sich bei Twitter auch über den Browser – jedenfalls mit Mozilla geht es – Bildbeschreibungen einfügen. Dazu einfach das Bild antippen und auf den Button ‚Bildbeschreibung hinzufügen‘ klicken. So lässt sich das Bild, wie oben erwähnt, beschreiben.

Wenn ein Tweet mit einem Bild in Frau Traumspruchs Timeline erscheint, wird er ihr vorgelesen. Doch das Bild im Tweet kann natürlich nur dann vorgelesen werden, wenn es mit einem Text verknüpft ist. Andernfalls bleibt die blinde Twitterin mit dem illustrierten Tweet auf dem Trockenen sitzen.

Ein Beispiel gefällig? Ein Tweet lautet vielleicht so: »Guckt, was ich heute im Wald gesehen habe. Doppelpunkt.« Dann das Bild.

Ohne Bildbeschreibung versteht der oder die Betroffene nicht, worum es geht. Mit Bildbeschreibung kann er oder sie mitstaunen und mitdiskutieren.

Bei **Instagram** können wir ebenfalls Bildbeschreibungen einfügen, allerdings nicht im Quelltext, soviel ich weiß, aber immerhin können wir einen Bildkommentar vor dem Publizieren des Bildes einfügen.

Ich persönlich war sehr unsicher, wie ich mit künstlerisch erstellten Bildern oder Collagen umgehen soll. Da reicht es, sagt Frau Traumspruch, wenn sie etwa grob weiß, worum es geht. Das Thema vielleicht und die Technik, die angewendet wurde.

In diesem Kontext erwähne ich gerne, dass die sozialen Medien für Blinde oft die einzigen Fenster in die Welt sind, da durch das Nichtsehenkönnen oftmals auch ihre Mobilität eingeschränkt ist.

Liebe Leserinnen und Leser, ich hoffe, dass ihr Lust bekommt, eure Bilder zukünftig mit Beschreibungen auszustatten. Ich bin sicher, dass ihr damit Sehbeeinträchtigten und Blinden hilft, die Welt weiter zu erleben.

* iOS-Twitter-App: Gehe auf Einstellungen > Bildschirm und Ton > Barrierefreiheit > Bildbeschreibungen verfassen (Button anklicken)

Wirklich und wahr

Wie wahr ist die sogenannte Wirklichkeit und wie sie auf mich wirkt? Ist wahr, wie ich sie wahrnehme, diese Welt, in welcher ich versuche, nicht unterzugehen? Und wo verläuft der Grat zwischen Wahrheit und Wahrnehmung und was meint Wahrheit wirklich?

Ist wirklicher, wie ich selbst mich wahrnehme oder ist wahrer, was andere in mir sehen? Meine Wirkung, mein Wirken, meine Auswirkung, die von außen wahrgenommen wird: ist sie wahr? Und wer sagt, was wahr ist? Ist sie womöglich nur dann wahr, wenn die Fremdwahrnehmung kongruent mit meiner Selbstwahrnehmung ist?

Aber werde ich denn nicht immer durch irgendwelche Filter gesehen? Meine eigenen Filter – mal liebevoll, mal selbstabwertend – ebenso wie die anderer? Im Umkehrschluss sehe ich ein, dass auch ich andere durch Filter sehe.

Darum muss der Versuch zu verstehen, wirklich zu verstehen, letztlich scheitern. Ein Satz wie ein Kehrreim in meinem Leben. Heute ergänze ich ihn: Auch der Versuch, mich selbst wirklich verstehen zu wollen, muss scheitern. Es ist vermutlich die Absicht dieses Verstehenwollens, die diesem Ansinnen im Weg steht. Paradox, ich weiß. Die Absicht, das Ziel, sie verstellen meinen Blick, behindern meine absichtslose Gegenwärtigkeit und gleichen laufend meine Wahrnehmung mit Vergangenen, Erfahrenen, Erinnerungtem ab. Bereits das Ziel, verstehen zu wollen, duftet verdammt stark nach Interpretationsversuch.

Nehmen wir diese vielen Ichs in diesem Text. Sie sprechen aus, was ich persönlich denke, tragen aber zugleich, latent zumindest, die Hoffnung spazieren, dass andere sich in meinen Ichs spiegeln können.

Doch jedes andere Ich, das sich selbst in meinen Worten begegnet, blickt in ein anderes Spiegelbild. Sieht sich selbst, versteht meine Gedanken anders, interpretiert sie anders, hält einen anderen Filter in der Hand. Und scheitert, zumindest teilweise, daran, dass er/sie/es mich nicht wirklich verstehen kann.

Wohnt hier die Enttäuschung? Sind wir an immer wieder diesem einen Punkt vom anderen Menschen enttäuscht – oder eher doch ent-täuscht? –, also am Ende der Selbsttäuschung angelangt? Vielleicht ist es ja einfach so, dass wir uns enttäuscht fühlen, wenn (oder weil?) wir auf die Illusionen und Bilder in unserm ganz persönlichen Rucksack mit all seinen Schatzkästchen und Müllsäcken reingefallen sind. Ist meine Enttäuschung über die Welt mit all ihren Wesen letztendlich also schlicht und einfach mein Problem?

Ich gehe ja immer von meinen persönlichen Maßeinheiten aus. Ich trage sie in meinem Rucksack. Wir alle, vermutlich. Wo immer ich gehe, trage ich mein ganz persönliches Schatzkistchen und meine ganz persönliche Abfalltüte, meine am eigenen Leib gemachten Erfahrungen und Erinnerungen mit mir herum. Alles, was mir begegnet, lese ich durch den Filter, der an meinem

Rucksack baumelt. Alle meine Gefühle entschlüssle ich mit ihm, mein Denken ist gefiltert, meine ganze Wahrnehmung, die Für-Wahr-Nehmung meiner Mitwelt: Dinge, Menschen, Natur. Dass du/er/sie/es die Welt aus einer anderen Warte sieht, ist zuweilen, obwohl es logisch ist, schwer nachzuvollziehen, schwer zu verstehen; oder eben vermutlich gar nicht, nicht wirklich. Wissen, was du/er/sie/es wirklich sieht, kann ich nicht. Noch weniger, was du/er/sie/es wirklich meint. Ich meine: Wirklich.

Darf ich dir also vorwerfen, wie du auf mich wirkst? Wenn ich es mir recht überlege, eigentlich nicht. (Außer du tätest es in der Absicht, mir zu schaden.) Darfst du mir also vorwerfen, wie ich auf dich wirke? Wenn du es dir recht überlegst, eigentlich auch nicht. (Außer ich täte es in der Absicht, dir zu schaden. Wovon nicht auszugehen ist.)

So sind wir alle andere, als die, die andere in uns sehen. Und darum ist wohl nur bedingt wahr, wie die wahrgenommene sogenannte Wirklichkeit auf mich wirkt. Was du in mir siehst und wie ich auf dich wirke, ist also nicht wirklich ein Kriterium für Wahrheit (was immer sie ist); ebensowenig wie das, was ich in dir sehe und wie du auf mich wirkst.

Ich ahne, dass, wenn ich das irgendwann verinnerlicht habe, es ein klein bisschen einfacher ist, dieses Leben.

Auswahl

Frau Rebis radelt zurzeit durch Tschechien. Sie bloggt und twittert von unterwegs. Gestern hatte sie ein Dilemma, das ich gut kenne. Auf der großen Zeltwiese galt es auszuwählen, wo sie ihr Zelt auf bauen soll.

»Ist nur ein wenig schwierig, auf der riesigen freien Wiese einen Platz für das Zelt auszusuchen. Wirklich jetzt: wenn so gar nichts dasteht, wenn ich riesige freie Wahl habe, woran orientiere ich mich dann?«

Quelle: fraurebis.wordpress.com

Könnte ich tun, was ich wollte, ohne Gedanken an den Verdienst, weil ich Bedingungsloses Grundeinkommen erhalte zum Beispiel, wie würde ich dann leben? Wo würde ich leben und wie würde ich meine Lebenszeit verbringen?

Wie viel Sinnhaftigkeit beziehen wir dadurch, dass da Vorgaben sind – ob nun andere Zelte oder Menschen, die etwas so und so tun.

Hängt das Recht auf ein gutes Leben davon ab, wie viel wert mein Leben hat? Wie viel wert ist und hat ein Leben? Deins, meins, irgendeins. Müssten sie nicht theoretisch alle gleich viel wert sein? Und wer misst das und woran? Und was ist die Währung?

Hängt mein, dein, unser Wert womöglich davon ab, welche Spuren wir hinterlassen, was wir tun,

was wir unterlassen, wie sehr wir der Gesellschaft dienen und wenn ja, womit? Ist es dieser Wert der meinem Leben das Recht auf ein gutes Leben gibt? Ist es womöglich dieser Wert, der einem Leben seinen Sinn gibt?

Und wie steht es mit jenen Dingen, die ich tue, weil sie mir Freude machen und mir gut tun, aber letztlich niemandem dienen? Damit meine ich nicht erholungsbedingtes Abhängen, Lesen, Lachen, Einfachsein, sondern jene Dinge, die ich Kunstschaffen nenne. Die Arbeit an meinen Texten zum Beispiel oder das absichtslose Appen von Bildern, Bloggen auch; alles also, was mit dem Ausdruck meiner ganz persönlichen Perspektive zu tun hat?

Fazit? Ich tue etwas, weil ich etwas verändern will – innen und außen. Weil ich die Welt zu einem besseren, schöneren Ort machen will. Ob es mir gelingt, weiß ich nicht, aber ich will es. Und so ähnlich sehe ich es übrigens auch mit der Arbeit. Nur um des Geldverdienens willen zu arbeiten, liegt mir nämlich gar nicht.

Könnte ich auswählen, was würde ich tun?
Und du?

Dieses Erwachsensein

Das Kind, das ich war, stellte sich Erwachsensein als etwas Großartiges vor. Als Kind sehnte mich nach der Freiheit, die ich mir vom Erwachsensein versprach. Wäre ich erst erwachsen, würde mir niemand sagen, was ich tun müsste. Ich könnte machen, was ich wollte mit meiner Lebenszeit.

Freiheit? Nun ja, die ordne ich heute eher Kindern zu. Und mir fällt dazu ein Satz ein, den mein Vater oft zu mir und meinen Geschwistern gesagt hatte, wenn wir über irgendwelche Einschränkungen lamentierten: Genießt das Kindsein, es ist früh genug vorbei. Und seine Frage an unsere Mutter, die er stellte, wenn er am Abend von der Arbeit nach Hause kam, lautete oft: Konnten sie heute Kindsein?

Heute Morgen bin ich auf Krautreporter, meiner Online-Tageszeitung, einem Link in die dortige Bin-ich-normal-Serie gefolgt: Bin ich normal, wenn ich mich als Erwachsene nicht erwachsen genug fühle?

Über das Peter Pan-Syndrom lese ich dort und dass die Wirtschaft uns Menschen möglicherweise bewusst infantil halte, weil wir auf diese Weise manipulierbarer seien und mehr konsumierten. Mag sein.

Jetzt tu doch nicht so erwachsen!, sagen wir zuweilen, wenn uns ein Mensch mit seinem sturen Verhalten nervt; und ich ertappe mich dabei, dass für mich Erwachsensein zu einem Synonym für Unflexibilität, Sturheit, Humorlosigkeit und grauer Langeweile geworden ist.

Während die Langeweile eines Kindes farbig ist, sonnendurchflutet und Raum für Tagträume

schafft, ist jene der Doofen Erwachsenen grau und riecht nach Unzufriedenheit. Nicht vergessen: Doofe Erwachsene unterscheiden sich nicht nur von Kindern, sondern auch von Guten Erwachsenen grundlegend. Während sie im Spiel und Nichtstun keinen Sinn sehen (außer wenn sich dabei etwas messen lässt), stattdessen alles rationalisieren und objektivieren, haben Gute Erwachsene ein Gespür für die Nischen im Alltag, für das Spiel, für die Tagträume, für die Absichtslosigkeit, die sie aus der Kinderzeit in ihren erwachsenen Alltag gerettet haben. Gute Erwachsene haben das Kind, das sie waren, noch immer ganz nah in sich drin, selbst dann, wenn sie sich kaum mehr an Fakten aus ihrer Kindheit erinnern. Sie erinnern sich aber daran, wie es damals war, als noch alles möglich war.

Der dritte mir bekannte Erwachsenentypus ist übrigens der oder die Unerwachsene Erwachsene, auf welchen sich der erwähnte Krautreporter-Artikel vermutlich bezieht.

Wenn ich in den Sozialen Medien manchmal Diskussionen beobachte, sehe ich, wo, was und wie die Guten und wo, was und wie die Doofen und was, wo und wie die Unerwachsenen Erwachsenen schreiben. Wobei. So einfach ist es nicht, denn viele von uns haben mehrere Erwachsenentypen installiert und die Grenzen sind fließend.

Auch die Unerwachsenen Erwachsenen sind meiner Erfahrung nach weitverbreitet. Sie sind die, die auf keinen Fall werden wollen wie die Doofen Erwachsenen. Dass es auch Gute Erwachsene gibt, interessiert sie nur am Rande. Erwachsensein ist ihnen grundsätzlich suspekt, unheimlich. Sie leben zwar in einem erwachsen gewordenen Körper, doch ihr Verhalten ist punktuell oder flächendeckend das eines Kindes.

Kindliches Verhalten ist bei einem Kind normal, bei einem Erwachsenen befremdend. (Und umgekehrt ist auch erwachsenes Verhalten bei Kindern befremdend.)

Ob die psychologische These stimmt, dass wir in Lebensbereichen und Lebensphasen, in welchen wir traumatische Erfahrungen gemacht haben, steckenbleiben? Und wenn ja, ob das der Grund ist, warum manche nicht erwachsen werden können? Wäre diese Erklärung aber nicht ein bisschen zu einfach?

Ich frage mich, ob vielleicht auch das Männlein-Verhalten so ein Phänomen unserer Zeit sein könnte? Männlein nennen wir übrigens jene jungen Kerle, die ihren Selbstwert mit Lautstärke (Stimme, Automotor) und potentieller Potenz (schnelles Auto) sicht- und hörbar machen müssen. Im oben genannten Krautreporter-Artikel von Susan Mücke lese ich dazu: »Junge Erwachsene sind auch besonders häufig für Unfälle im Straßenverkehr verantwortlich. Fast jeder fünfte Unfall mit Personenschaden (19,8 Prozent) durch einen PKW wurde von einem 18- bis 24-Jährigen verursacht. Meistens ist eine „nicht angepasste Geschwindigkeit“ dafür verantwortlich.«

Was aber ist es denn, das die Guten Erwachsenen auszeichnet und von den Doofen und Unerwachsenen Erwachsenen unterscheidet?

Der oder die Gute Erwachsene kann

- relativieren
- Verantwortung übernehmen für das eigene Handeln
- Mitverantwortung übernehmen für die Mitwelt
- Zusammenhänge erkennen
- sich anderen gegenüber, die anders denken, adäquat verhalten
- über sich selbst lachen
- ...

und hat

- Gelassenheit
- Humor
- es nicht nötig, sich zu vergleichen und zu profilieren
- Verständnis dafür, dass sich alles ständig verändert
- genießen
- ...

und ist

- empathisch
- klar
- kritikfähig
- nicht besitzergreifend
- ...

Natürlich können auch Unerwachsene oder Doofe Erwachsene lieben, lachen, verantwortungsbewusst handeln und so weiter, doch in meiner ganz persönlichen Differenzierung fehlen ihnen die Tools für Vernetzung und den zusammenhängenden Blick in die Welt. Gerne schieben sie Schuld oder auch nur Verantwortung ab und hängen ihre Fahnen nach dem Wind.

Und ja, auch ich habe doofe und unerwachsene Anteile. Mit meiner Aufzählung will ich darum mir selbst Mut machen (dir vielleicht auch), der Guten Erwachsenen in mir drin mehr Raum zu schaffen und das Erwachsensein mit neuen, positiven Synonymen wie Reife zu füllen.

(PS: Dem augenzwinkernd-satirischen Unterton zum Trotz meine ich das hier eigentlich ziemlich ernst.)

Das Dualboot der Seele

Zucchini, Zucchini oder doch eigentlich Zucchini, wie wir SchweizerInnen eins meiner Lieblingsgemüse nennen? Wie spricht man das Ding denn bloß richtig aus? Und spielt es überhaupt eine Rolle, was richtig ist? Hat nicht jede und jeder ein anderes Richtig? Ist es Intelligenz, die uns motiviert, anderen sagen zu wollen, wie man etwas richtig ausspricht oder ist es nicht vielmehr das Bedürfnis, recht zu haben, besser zu sein, es besser zu wissen?

Ich gestehe, dass ich nicht über dieser Sache stehe und und ich gestehe weiter, dass sich mir die Haare sträuben, die Nägel einrollen und das Herz schmerzt, wenn jemand MaLLorca sagt statt Maiorca. Wo doch jedes Kind weiß, dass zwei spanische ll als i ausgesprochen werden.

Vor etwa zehn Monaten habe ich, eher zufällig, will heißen weil ich Gelegenheit und Geld hatte und am richtigen Ort war, zu einem Aktionspreis einen neuen Laptop gekauft. Der Gedanke war nicht neu, denn für meine Kundenaufträge brauche ich, damals noch im Konjunktiv, zuweilen Windoofprogramme und Word. 2012 hatte ich auf Ubuntu umgestellt und war und bin glücklich damit. Sollte ich auf dem neuen Laptop nun Windoo belassen, oder ...?

Dualboot ist das Zauberwort, das ich rief, denn auf einem Rechner können gleichzeitig zwei Betriebssysteme laufen. Wenn man denn weiß wie sie zu installieren sind. Irgendlink übernahm diesen Teil. Seither kann ich dualbooten. Je nach Bedarf wähle ich Ubuntu (meistens) oder Windoo (selten).

Dass wir andere Menschen nicht verstehen können, weder warum sie etwas so sehen noch warum sie etwas so tun oder gar sich so und so verhalten, liege – so mutmaßte ich gestern Morgen, als Irgendlink und ich über die Zustände auf der Welt, die doch nur ein Abbild der zwischenmenschlich schief liegenden Kommunikation seien, sprachen – es liege wohl daran, dass wir Menschen unterschiedliche Betriebssysteme installiert hätten. Neulich in einem Bericht über Zwillingsforschung hatte ich einmal mehr über die ewigen theoretischen Ansätze, ob das menschliche Verhalten eher Produkt seiner Gene oder seiner prägenden Umgebung sei. Immer wieder wird diese Frage diskutiert. Und seit ich meine pädagogische Ausbildung abgeschlossen habe, hat sich offenbar gar nicht soo viel verändert. Wir seien eine Mischung aus Genprogrammen, die jedoch durchaus gewissen Umständen und Veränderungen unterliegen sowie der uns prägenden Umgebung, las ich also in besagtem Bericht. In meinen jungen Jahren hätte ich mir zuweilen gewünscht, die Forschung fände heraus, dass wir alle gar nichts dafür können, weil doch die Gene. Ich hatte es schon damals schwer gefunden, zu akzeptieren, wie wir

waren, was wir warum taten und selbst eine zu sein, die. Nicht besser. Aber wenn daran doch die Gene schuld gewesen wären. Nun ja.

Wir selbst sind es, die. Die sich nerven, wenn jemand Zuschini sagt. Oder andere schlimme Dinge tun. Schlimmere Dinge. Der Liebste ist einer der wenigen Menschen, die ich kenne, der sich auf diese lächerlichen Machtspiele nicht einlässt. Nicht mehr. Energieverschwendung sei das. Manchmal wünschte ich mir, dass ich mir dieses Betriebssystem auch installieren könnte, oder vielleicht gibt es ja schon bald ein Plugin, das mit meinem Betriebssystem kompatibel ist. Er habe das nicht immer können, sagt er allerdings. Und er müsse sich auch immer wieder dazu entschließen, nicht in die Falle zu treten.

Auch ich kann wählen. Immer. Na ja, fast immer. Kann wählen, ob ich mich in eine doofe aussichtslose Twitterdiskussion mit einem bornierten Zeitgenossen einlassen will. Oder nicht. Nacherziehen funktioniert ja eh nicht. Und alle Menschen so hinbiegen, dass sie ...

Pipi Langstrumpfs „Ich mach mir die Welt, wiedewiedewiesie mir gefällt“ heißt ja nicht, dass. Aber ich kann dem, was mir gut tut, mehr Raum geben und dem, was mich schmerzt, kein Futter mehr in den Napf kippen.

Ist doch egal, ob du Zuschini oder Zugetti sagst, Hauptsache, ich weiß, was du meinst.

Bücher

Mit Büchern ist es ja so eine Sache. Sie erzählen dir Geschichten und machen immer etwas mit dir. Oft sogar etwas, das du im Voraus gar nicht ahnen kannst.

Früher habe ich viele Sachbücher gelesen, oder sagen wir mal Selbsthilfebücher. Bücher, von denen ich mir versprochen hatte, dass es mir hinterher besser gehen würde. Wenn ich sie gelesen hatte. Einfach so. Weil ich sie gelesen hatte.

Nun ja, nur durch das Lesen wird normalerweise nichts anders, auch wenn uns ein Text berührt, etwas mit uns macht. Lernen tun wir erst durch Wieder- und Wiederholungen, und wir lernen, in dem wir uns auf etwas einlassen. Wir lernen auch dabei, wenn wir uns und unseren Gedanken zuhören. Den Geschichten, die wir in uns tragen, diesen Büchern in uns drin sozusagen.

Barbara Walti, eine liebe Frau, eine Mutter, deren Sohn gestorben ist, hat ein Buch geschrieben, das **trosthandbuch**. Kürzlich hat sie es mir geschenkt und nun arbeite ich mich langsam in dieses neue Land ein, in das sie mich mitnimmt. In ihrem Buch geht es nämlich nicht nur um den Tod ihres Sohnes und ihre Trauer, es geht vielmehr darum, wie sie aus der Trauer, aus den Schulgefühlen, aus der Not einen neuen Umgang mit ihrer eigenen Geschichte gefunden hat. The Work ist zu ihrem Weg geworden. Ich gestehe, ich habe schon oft von The Work gehört und auch von Byron Katie, die das Ganze initiiert hat. Ich habe es sogar, wenn auch sehr skeptisch, angeschaut damals, habe mich ein wenig eingelesen, es halbherzig ausprobiert, vor vielen Jahren,

als das Konzept erst in englisch verfügbar war. Mehr schlecht als recht hatte ich mir nämlich ein paar Dinge selbst übersetzt. Kurz und gut: Ich war vermutlich einfach noch nicht bereit.

Heute Nachmittag nun, als ich das **trosthandbuch** von Barbara Walti zu lesen angefangen hatte, stieg eine leise Ahnung in mir auf, die Ahnung nämlich, dass ich mich diesmal darauf einlassen will – frei nach dem guten alten Spruch: hilft es nicht, so schadet es wenigstens auch nicht. (Nur: Ob sich damit auch Depressionen und andere chronische Geschichten wandeln lassen? Ich weiß es nicht. Ich werde es aber erfahren.)

The Work ist keine Lehre und auch kein Dogma, weder religiös noch sonst etwas seltsames, es ist eigentlich nichts mehr und nichts weniger als ein Erfahrungsweg, der uns dabei hilft, unsere Denkmuster zu verstehen und zu wandeln. Und sich vom Leiden zu verabschieden.

Ich bleibe dran. Danke, Barbara.

Träumen und Teilen. Träume teilen.

»Du lässt dich also dafür zahlen, dir deine Träume erfüllen zu können? Nur damit du Ferien machen kannst?« Seiner Stimme war Erstaunen, eine Art Fremdscham vielleicht sogar, vor allem aber Unverständnis anzuhören.

»So mag es vielleicht auf den ersten Blick aussehen. Es ist eher eine Art Tausch: Die Leute, die uns unterstützen und unterstützt haben, bekommen für ihr Geld ein live geschriebenes Buch, sie bekommen tägliche Berichte. Sie können direkt und unmittelbar mit uns mitreisen. Außerdem ist es ja nicht so, dass wir auf Kosten anderer in Saus und Braus leben. Wir wurden für unsere Arbeit des Reisens bezahlt, und ja, das ist eine wunderbare Arbeit, aber wer sagt, dass Arbeit nicht Spaß machen darf?«

Dieses Gespräch hat tatsächlich schon stattgefunden. So und/oder ähnlich.

Crowdfunding ist ein Konzept, das auf Solidarität basiert. Ich habe schon viele andere Projekte (Filme und Bücher vor allem) über Crowdfunding mitfinanziert und so ermöglicht, dass ein Traum Wirklichkeit geworden ist. Diesen Sommer habe ich das erste Mal die umgekehrte Seite erlebt und mich für die Verwirklichung eines Traums unterstützen lassen. Ohne die finanzielle Mithilfe lieber Menschen wäre ich nach #Flussnoten blank gewesen und hätte im August buchstäblich am Hungertuch genagt. Ich verdiene wenig. Zurzeit sogar gar nichts. Und von der Arbeitslosenkasse habe ich noch immer keinen Rappen bekommen. Einteils habe ich das selbst gewählt (weil ich die Notbremse gezogen und aus gesundheitlichen Gründen gekündigt habe), andererseits ist das natürlich nur ein kleiner Teil der ganze Wahrheit.

Und ja, ich habe mir diesen Sommer mit der Rheinwanderung einen Traum erfüllt und ich habe

mir bei der Traumerfüllung von anderen helfen lassen. Nein, Träume in die Wirklichkeit zu holen, in die Realität, bedeutet nicht, dass jetzt und für alle Ewigkeit alles gut ist. Denn auch ein Traum kostet Kraft, treibt Schweiß, strengt an.

Doch was wäre eine Welt ohne Träume, unwirkliche und verwirklichte? Und was wäre eine Welt ohne Solidarität? Ohne den Austausch von Ideen, ohne Inspiration, ohne jene anderen Menschen, die etwas wagen, das man selbst nicht wagt.

Dinge tun, Dinge lassen, Dinge erleben, Dinge besitzen. In dieser Welt voller Dinge, braucht es auch immer wieder das Unding. Die Vision. Das Unfassbare. Die Kunst. Den Ausdruck.

In dieser Welt voller Dinge tat es mir wohl, gestern in einer Wohnung zu Besuch zu sein, in der es nur wenige Dinge gibt. Meine Freundin M. (2) hat beim Umzug neulich – nach dem Auszug ihrer Tochter in eine Studentinnen-WG – ihren Besitz bewusst reduziert und sich auf das Wesentliche beschränkt. Wie jene Romanfigur in einem neulich gelesenen Krimi. Nur noch zweieinhalbtausend Dinge besitzt diese Protagonistin. Wir zivilisierten Menschen des Westens besitzen durchschnittlich hunderttausend Dinge las ich kürzlich. Wenn ich nur schon meinen Schreibtisch angucke, mit all seinen Stiften und Linealen und Gummis und Büchlein und Blöcklein und und und ... kann ich mir vorstellen, dass das gar nicht zu hoch gegriffen ist.

Im Sommer, unterwegs am Rhein, genoss ich die Wenigkeit, die ich bei mir hatte, sie war immer noch schwer genug (meine vielleicht hundert Dinge auf dem Rücken und am Leib). Jetzt, wieder im Alltag, wünsche ich mir zuweilen, freier von Dingen zu sein, von Materie, und doch ... es ist eine Verbindung, die über die Dinge hinausgeht. Dinge sind Symbole, Erinnerungen, Botschaften. Sie sind Energieträger.

»Geld ist Energie. Geld gibt Energie«, sagte neulich Freundin C.

So habe ich mir also Energie geben lassen, damit ich meine Träume verwirklichen konnte? Das Bild gefällt mir besser als die subtil vorwurfsvolle Frage, ob ich mich für meine Träume bezahlen lasse.

Vielleicht sollten wir uns gegenseitig einfach mehr Energie geben, mehr Traumverwirklichung ermöglichen, einander mehr Raum geben, uns überhaupt viel solidarischer verhalten – besonders dort, wo diese lebenswichtige Absichtslosigkeit im Spiel ist, die nichts anderes will als nichts. Wie das Lachen eines Kindes. Wie Tanz. Wie Wind. Wie der tanzende Klang eines Windspiels.

Eigentlich einfach

Wenn ich mir wegen eines gemachten Fehlers oder was immer die Haare raupte, sagte mein kleiner weiser Sohn zuweilen, dass das hier doch *eigentlich einfach* so sein dürfe. Eigentlich und einfach – diese beiden Wörter hatten es ihm ganz besonders angetan. Na ja, Wörter überhaupt.

Kein Kind überlegt sich, ob es etwas darf oder nicht, wenn etwas Spaß macht und gut tut. Nicht jedenfalls, wenn es das erste Mal ist und nicht gegen bereits verinnerlichte Regeln verstößt oder etwas ist, das jemanden gefährdet. Ein Kind ermächtigt sich selbst, zu tun, was es will. Eigentlich. Einfach. Jedenfalls wenn wir es lassen.

Wann verlieren wir diese gesunde Fähigkeit, der Selbstermächtigung? Wann fangen wir an uns zu verbiegen, zu tun und zu sein, wie wir glauben handeln oder leben zu müssen? Wann hört das Dürfen auf und fängt das Müssen an? (Und ja, bestimmt gibt es sowas wie ein gesundes Sowohl-als-auch. Dennoch klingt in meinen Ohren Dürfen seltsam suspekt und Müssen wichtig und richtig. Pflichtbewusst. Gesellschaftlich anerkannt.

Und genau da kommt die Kunst ins Spiel. Lebenskunst. Darstellende Kunst. Schreibkunst. Egal. Kunst als Medium des Ausdrucks.

Kunst ist Dürfen, ist Bedürfnisstillung, ist Wollen, ist inneres Müssen, ist ununterdrückbares Drängen, ist dieses Innen-und-Außen-verbinden-wollen-Ding.

Kunst ist auch dieser Akt des gewollten, gesuchten, gefundenen, essentiellen Eigentlichen, Einfachen, Seienden.

Dieses Ich-kann-nicht-anders, das jedem wirklichen Kunstwerk anhaftet. Dieses nicht bloß Hobby Seiende, dieses zutiefst Lebendige, Sprudelnde.

(Lebens-)Kunst ist, dass etwas eigentlich einfach so sein darf.

So oder anders, aber immer irgendwie

Was wäre, wenn ... ja, ich weiß es: Fragen, die so anfangen, sind müßig. Dennoch beflügeln sie die Phantasie. In beide Richtungen, zum schlimmsten und zum besten Fall hin. Der Marktwirtschaft, dem Bildungswesen würde ein bisschen mehr Phantasie im Dienste des Menschen gut tun.

Gestern, in meinem Kurs, den mir das Amt zur besseren Vermittlung auf dem Arbeitsmarkt aufgedrückt hat, gingen wir der Frage nach, wie der Arbeitsmarkt in 10 Jahren, also am 16. September 2026, aussehen könnte.

In einer Kleingruppe untersuchten wir den Aspekt Arbeitswelt, während eine andere Gruppe das Einkaufsverhalten 2026 und eine dritte das Leben in Familien – beim Feste feiern zum Beispiel – versuchten zu skizzieren. In unserer Gruppe diskutierten wir sehr kontrovers. Würde die Technik überhand werden, wäre ein gewisser Teil unserer Arbeit, den wir heute von Hand erledigen, überflüssig, denn Maschinen würden ihn erledigen. Wir müssen also weniger arbeiten. Sind wir deswegen zufriedener? Was tun wir mit unserer freien Zeit?

Glück, sagt R., zumindest Glücksgefühle, können bereits heute durch Impulse in den entsprechenden Hirnzentren erzeugt werden. Für alles gibt es Generika. Imitate. Implantate.

Ersatz. Wir diskutieren, während R. unsere Gedanken in eine kleine Powerpointgeschichte einfließen lässt, über alternative Währungen und Tauschsysteme – Zeit gegen Zeit zum Beispiel – über ein Grundeinkommen für alle, über die bereits heute aktive Bewegung des Umdenkens (zum Beispiel in Bezug auf biologischen Anbau und gegen Tierfabriken) und über Selbstversorgung, wir sprechen über Alternativen in der Stromerzeugung (mit einem Chemiker und einem Stromfachmann in der Gruppe naheliegend) ... Ich frage uns, wie wir unser Alter erleben werden, wir Über-Fünfzig-Jährigen? In Mehrgenerationenhäusern?

Eigentlich zeichnen wir in unserer kleinen Gruppenvision eher das auf, was wir uns wünschen, als das, was vermutlich sein wird. Und ehrlich: es macht mir Angst. Ich freue mich wenig auf die Zukunft. Bestenfalls auf die persönliche, auf die globale kaum. Die macht mir Angst. Macht mich traurig. Wütend auch.

Wird die Empathie verschwinden?

Wie werden wir mit Sinnlichkeit umgehen, mit Bedürfnissen wie jenem nach Nähe, nach persönlichen Gesprächen, und wie mit Bedürftigkeiten, mit sozialen Problemen, mit Stimulanzen?

Ein animierter Film über die Arbeitswelt 4.0 zeigt uns schließlich, dass bald alles hier völlig sauber, übersichtlich und geordnet verlaufen wird und für alles und alle gesorgt wird. Wir werden alle gechipt sein. Für Kinder, für Alte, für alles gibt es eigens dafür organisierten Bereiche. Wir sind jederzeit über Clouds mit allen vernetzt und kommen jederzeit an alle Informationen. Gesprochen wird in diesem Film von Freiheit und Selbstbestimmung, aber, ähm, wieso muss ich denn immer an den Frosch im Wasserbad denken, der nicht merkt, dass sein Badewasser erhitzt wird, bis er schließlich an der Hitze verreckt? Und selbst wenn es sich bei der Geschichte mit dem Frosch nur um eine Metapher handeln sollte, bei uns Menschen greift sie.

Selbstbestimmung in einem total kontrollierten System, das natürlich nur zur Sicherheit überwacht wird. Der schwarze Schimmel reitet durch die Welt.

Stopp. Ich will das nicht. Nicht so. Ich will Raum für Absichtslosigkeit, Wildheit, Übermut, Kunst, Ausdruck, ich will Raum für unkontrolliertes Dasein in der Natur. Ich will Sinnlichkeit erlebt, riechen, schmecken, fühlen, tasten, erleben, erfahren. Auch wenn es zuweilen weh tut. Aber nichts zu fühlen, alles in vollkommen geordneten Bahnen zu erleben, wäre mein Tod.

Was wäre, wenn ich weder Synästhetikerin noch Hochsensible wäre? Wie würde ich die Welt wahrnehmen; wie hätte ich die Welt als Kind wahrgenommen und wäre ich dann ebenfalls depressiv geworden? Oder hat – umgekehrt – eher die Veranlagung zur Depression meiner Synästhesie und Hochsensibilität die Türen geöffnet? Ich vermute ersteres. Meine Fähigkeit – Gabe oder Fluch –, Dinge hinter den Dingen wahrzunehmen, führt zuweilen dazu, die Welt nicht so – nicht so optimistisch zum Beispiel, so positiv – zu sehen, wie es die Mehrheit der Menschen tut. Auch in der Kursgruppe erlebe ich unterschiedliche Nuancen, sensibler wahrgenommene und

eher sehr einfache Weltbilder. Neben den MacherInnen gibt es Zaudernde wie ich, Zweifelnde, Ängstliche. Menschen, die in dieser Gesellschaft – zumal in der Welt der Arbeit – keine Perspektiven mehr ahnen.

Heute Morgen erinnerte ich mich an einen Satz, den eine Kurskollegin, die ebenfalls immer wieder depressive Episoden hat, vor einer Woche zu mir gesagt hat: »Das Schöne am Älterwerden ist doch auch, dass wir uns nicht mehr dagegen wehren müssen, so zu sein, wie wir sind. Sondern einfach zu sagen: Das und das gehört zu mir.«

Richtig. Ja. Aber. Klar gibt's ein Aber. Denn schnell betrete ich, wenn ich auf dieser Schiene fahre, die Falle der Resignation, der Stagnation. Oft sogar fahre ich in die Sackgasse, doch manchmal kann ich rechtzeitig die Weichen stellen, damit ich auf jener Spur bleiben kann, die mich weiterbringt. Akzeptanz kann ich nicht umgehen. Gerade bei Charaktereigenschaften, die letztlich mich ausmachen, kann ich letztlich nur Ja sagen, weil ich mich sonst über kurz oder lang kaputt machen würde. Dass ich zum Beispiel eher die Tüftlerin und Denkerin bin als die Macherin sollte mich nicht kümmern. Es ist so. Gut. Also. Ja, das bin ich.

Zum Abschluss des gestrigen Kurstages haben wir uns einen Youtube-Film angeschaut, der mich echt zu Tränen gerührt hat. Leider finde ich ihn trotz schon fast stundenlanger Suche über die Suchmaschinen nicht, darum erzähle ich ihn kurz:

Gezeigt wird ein kleines Kind, außer einer Windel nackt, das ein ungefährliches Wohnzimmer erforscht. Einen Karton ausräumt. Aufs Sofa klettert. Beim Runterfallen umpurzelt. Wieder aufsteht. Das klingelnde Telefon berühren will. Einen Hund, der sich aufs Sofa legt, begrüßt. Ganz und gar angstfrei, neugierig und wertfrei geht es auf alles zu, was es begreifen möchte. Der Off-Text spricht mich in Du-Form an. »Du hast die Welt entdeckt. Du hast dir alles angeschaut. Du warst so neugierig. Du hattest keine Angst. ...« Gegen Schluss dann ungefähr so: »Meinst du, dass das alles verloren gegangen ist?« (Ich zitiere nicht exakt, nur den ungefähren Wortsinn/Inhalt). Unterlegt war das Video mit Musik, die für mich nach Ragtime klang.

In einem Zug zu lesen #6 – Anna Salter

Nicht nur eins, sondern gleich alle fünf Bücher von Anna Salter habe ich in den letzten Wochen gelesen.

Die Psychologin, Salters erster Kriminalroman lag eines Tages in meinem ständig wachsenden Stapel zu lesender Bücher. Manche Bücher sind einfach plötzlich da. Ein altes Buch war es, nicht arg zerfleddert, aber nicht neu. Vielleicht habe ich es mal aus einer Tauschkiste gefischt? Die Sedimentation meiner Bücherstapel ist unerklärlich.

Auf Krimicouch kann ich lesen, dass Anna Salter in North Carolina geboren und aufgewachsen ist. Sie studierte Literaturwissenschaft und Psychologie, bevor sie sich in Harvard der Kinderpsychologie und klinischen Psychologie zuwandte. Ihre wissenschaftlichen Publikationen

beschäftigen sich sowohl mit Sexualstraftätern wie auch mit der Behandlung von deren Opfern. Dr. Salter ist gefragte Beraterin bei Gericht und im Strafvollzug. Daneben unterrichtet sie an Universitäten weltweit. Schon diese Biografie hatte mich neugierig gemacht. Doch Anna Salter ist auch eine begnadete Autorin. Ich liebe ihren klaren Blick für die Details und vor allem liebe ich ihre zwei Protagonistinnen, jene der ersten vier Bücher ebenso wie jene des fünften Buches.

Während Die Psychologin, Der Schatten am Fenster, Tödliches Vertrauen und Schwarze Seelen zusammengehören und Einblick in die Fälle der charismatischen Psychologin Dr. Michael Stone geben, ist das fünfte Buch, Wenn du lügst, eine eigene, eine neue Geschichte, die Einblick in Fälle von Dr. Breeze Copen gibt.

Breeze Copens besonderes Talent ist die Synästhesie. Ich würde ihr auch Hochsensibilität oder gar Hochsensitivität unterstellen. Kurz: sie nimmt Dinge wahr, die anderen verborgen sind. Vielleicht habe ich sie deshalb sofort ins Herz geschlossen. (Im Gegensatz zu mir vertraut sie ihren Wahrnehmungen allerdings sehr und hat sie in ihre Arbeit integriert.) An beiden Heldinnen mag ich ihre Liebe zur Natur, ihre Natürlichkeit und ihren Mut, mit der sie sich den Problemen stellen.

Bei allen Büchern geht es um die therapeutische Arbeit mit Gewaltopfern und Sexualverbrechern – eingebettet in den Alltag der Figuren mit all ihren Alltagsproblemen, -freuden und -ängsten.

Starker Tobak, ja, aber mich fasziniert dieser detaillierte und anschauliche Blick hinter die Fassaden. denn mich interessieren die Menschen: Opfer ebenso wie Täter. Anders als in normalen Krimis bekomme ich hier das Gefühl, dass es sich wirklich so abgespielt haben könnte. Die Geschichten sind allerdings wirklich schmerzlich. Ich bin sehr involviert, bibbere mit und bin am Ende froh, dass sich die Dramen irgendwie zum Guten wenden. Allerdings nicht auf eine billige Art, eher so, dass ich für die Opfer Hoffnung schöpfen kann. Ich kann mir beispielsweise vorstellen, dass die jahrelang missbrauchte Mutter wieder einen Weg zu ihrer Tochter finden wird.

Ob ich deshalb Krimis lese – um der Hoffnung willen? Zumal ich ja vor allem Krimis lese, welche die Innenräume, das Leid, die Neuanfänge, die Prozesse der ProtagonistInnen zeichnen. Weil ich daraus Hoffnung schöpfen kann? Hoffnung, dass das Leben doch irgendwie lebenswert ist, auch wenn. Trotz allem.

[Anna Salters Bücher habe ich übrigens antiquarisch gekauft. (Vermutlich sind sie aber auch so noch erhältlich, vielleicht sogar als eBooks? Oder bei mir ausleihbar?)]

Und manchmal eben gar nicht.

Dumm ist sie wirklich, diese Scham darüber, nicht so zu sein wie man glaubt, dass einen andere

haben wollen, oder wie man nützlich, nutzbar, benutzbar wäre. In meinem Fall zum Beispiel hieße das belastbarer, leistungsfähiger, stärker zu sein als ich bin. Dumm, wirklich dumm, dass ich mich dafür schäme. Und ja, klar kann ich zuweilen belastbarer sein. Und ich kann auch immer mal wieder mehr leisten, sehr viel sogar. Es ist, wie Herr Bock auf Instagram mal in einem Textbild geschrieben hat: 'Als depressiver Mensch kannst du alles, nur nicht einfach so. Und schon gar nicht immer. Und manchmal gar nicht.'

Nicht alle haben eine gleich große Decke zur Verfügung, die sie schützt. Wenn ich mich auf der einen Seite meines Lebens bedecke, entblöße ich dafür eine andere Ecke meines Lebens, weil meine Decke nicht für alles reicht. (Sind womöglich alle Decken dieser Welt zu klein oder ist es nur Einbildung, dass meine zu klein ist? Habe ich womöglich einfach die 'falsche Einstellung' oder glaube ich das Falsche oder zu wenig? Außerdem wissen die andern ja sicher besser, warum meine Decke nie reicht.) Und ja, ich finde das zuweilen auch ungerecht vom Leben.

Gebe ich meine Energie in etwas, das mir eigentlich nur halb am Herzen liegt, fehlt sie mir für jene Dinge, die mir wirklich am Herzen liegen. Dazu gesellt sich natürlich sofort ein Gefühl der Unzufriedenheit, weil ich statt gut zu mir geschaut, meine Kraft für etwas eingesetzt habe, an das ich nicht wirklich glaube. Konkret: Statt kreativ zu arbeiten, zu schreiben, zu künsten, schufte ich an Bewerbungen für Stellen, die ich nicht haben möchte.

Sehe ich uns Menschen an, sehe ich unsere immense Angst davor rauszufallen. Es gibt viele Arten herauszufallen. Am berüchtigsten ist jene, wenn wir nicht die von uns geforderte Leistung erbringen. Und wir fallen nicht nur aus der Arbeitswelt heraus, wir fallen zugleich auch heraus aus dem Gesellschaftsgefüge, aus dem Konsumkarussell. (Darüber hat Irgendlink heute auf Flussnoten.de sehr weise gebloggt.)

Wie viel besser es uns allen doch gehen würde, wenn wir nicht immer rennen, schufteten, leisten müssten. Vor allem dann, nicht, wenn wir es tun, weil wir immer noch mehr haben, immer noch mehr konsumieren wollen. Konsum ist oft genug Kompensation. Weil wir erschöpft sind, kaufen wir uns zur Belohnung für den Stress Dinge, die wir nicht wirklich brauchen würden, wenn wir das Leben stressfreier leben würden. Nun ja, wir müssen schließlich die Wirtschaftsspirale ankurbeln, wir müssen ja weiter wachsen, weiter und weiter. Leisten. Noch mehr leisten.

Es war einmal ein Krug, er zerbrach am Brunnen, weil man ihn, trotz seines feinen Materials, zu sehr gefüllt hatte. Die Scherben liegen noch heute da. Für die einen sind sie ein Denkmal, für die anderen der Beweis für schlechtes Material.

Es kann doch nicht wirklich sein, dass wir immer ans Limit und am Limit gehen und immer öfter über unser Limit hinaus. Dass wir immer wieder in diese Falle geraten. Und sie dabei immer seltener als Gefahr erkennen und als Falle. Aber wie könnten wir anders, wo wir doch gar keine Zeit haben, nachzudenken?

Weiter. Weiter. Unterschwellig lauert der ständige Vergleich, dieser Druck, dieses Ich-muss-doch.

Dieses Leistungs- und Konkurrenzdenken hält uns vom bewussten Leben ab und manövriert uns in einen chronischen Überlebensmodus hinein. Ich sage *wir* und *uns*? Ja, denn ich kenne genug Menschen, die betroffen sind, um den Plural *Wir* verwenden zu können.

Wenn ich Bücher oder Blogs lese, fällt mir auf, dass ich mich dort am meisten berührt und angesprochen fühle, wenn Menschen menschlich handeln, verrückt vielleicht, aber menschlich, freundschaftlich, engagiert, emotional. Wenn sie nicht wie maschinengewordene Menschen handeln. Wenn sie etwas begeistert, beherzt und mit Leidenschaft tun.

Vielleicht ist es genau diese Leidenschaft, die wir fürchten. Wir und jene, die an den Hebeln der Macht sitzen. Leidenschaft ist unberechenbar. Darum halten wir sie, zumindest im Berufsumfeld, an der kurzen Leine. Doch die Erfahrung zeigt: was immer unterdrückt wird und keinen Raum bekommt, weil es schwierig im Alltag integrierbar ist, schlägt irgendwann Löcher in die Kerkerwände. Leidenschaft kann, ist sie erst entfesselt, zu Verbrechen, zu Kriegen, zu was-immer-noch-Schlimmem führen; doch wenn sie nach oben ausschlägt, kommen Schätze zu Tage. Ich denke dabei an alle Formen der Kunst, an Wissenschaft, Forschung etc. Was wäre unsere Welt ohne all die QuerdenkerInnen aller Zeiten und aller Sparten, die ungeachtet der Umstände beherzt ihr Ding machen (wie zum Beispiel Luisa Francia oder auch Irgendlink). Begeisterung und Leidenschaft aber brauchen Raum, brauchen eine Umgebung, die das fördert, die das möglich macht.

Und sie brauchen nicht nur Raum, sie brauchen auch Mut, Mut und Kraft. Und Weisheit. Hinter allem die Fähigkeit, zu spüren, was wir wirklich brauchen – als Einzelne, als Kollektiv. Bedürfnisspürigkeit* jenseits von Marktforschung und Kaufoptimierung. Diese essentielle Fähigkeit, die den meisten von uns abhanden gekommen ist. Zumal für viele Menschen Bedürfnisse zu haben, sich zu spüren und seine Grenzen zu spüren, suspekt ist. Da drückt das Weltbild des Patriarchats, in dem wir noch immer leben, voll durch. Bedürfnis riecht nach Bedürftigkeit, riecht nach Schwäche, riecht nach Leistungsunfähigkeit. Und das in einer Welt, in der Schwäche und Leistungsunfähigkeit mit Hartz IV (D) resp. Sozialamt (CH) geahndet werden.

Dabei ist es genau das, was unserer Welt fehlt: Beherztes, begeistertes, leidenschaftliches Denken und Handeln. Dazu der Mut, zu sein, wie man ist und zu handeln, wie man fühlt. Und das können wir nur, wenn wir, die wir schwächer als die Norm oder sonst wie anders sind, nicht mehr stigmatisiert werden.

* Dieses Wort hat Frau Rebis neulich gebloggt.

Next Exit

Ich bin ja bekennende Fanin von Liz Ritschard, der Luzerner Tatortkommissarin. Gestern habe ich mir darum die neue, am Sonntag verpasste Folge *Freitod** angeguckt.

Ich bekenne außerdem, dass ich seit vielen Jahren Mitglied von EXIT bin, einer Schweizer Freitodvereinigung, ähnlich jener, die im Tatort von den FundamentalistInnen bekämpft wird. Im Laufe meines Lebens habe ich mich schon umfassend mit dem Thema auseinandergesetzt. Die Fragen, die Liz Ritschard ihrem Teamkollegen Reto Flückiger stellt, sind mir daher nicht neu. Sie versucht wiederholt, seine Meinung zum selbstgewählten Freitod zu erfahren. Seine pragmatischen Antworten sprechen von der Angst vor dem heiklen Thema und vor dem Tod selbst.

Ausnahmsweise habe ich mir die anschließende Gesprächsrunde im Schweizer Fernsehen, Sternstunde Philosophie, angeschaut.

Ein Teilnehmer der Runde war richtig gruselig. Ich leide sehr darunter, wenn und wie Menschen, die keinen persönlichen Bezug zum Thema Suizid haben, darüber urteilen, was Menschen, die sie nicht verstehen, entschieden haben. Die anderen drei GesprächspartnerInnen diskutierten fair und offen, teils kontrovers, teils sich treffend, nur der eine, ein österreichischer Philosoph mit Hang zum Missionieren (K. P. Liessmann), hat sich extrem dagegen gewehrt, dem Menschen die freie Wahl zuzugestehen. Er hat damit sich und seine sozialen Kompetenzen meines Erachtens selbst disqualifiziert.

Ja, es verletzt mich, wenn ich höre, wie andere Suizid (pauschal) interpretieren und verurteilen. Wer keinen persönlichen Bezug zum Thema hat, sollte, finde ich, den Mund halten. Oder nachdenken darüber, wie es wäre, falls.

Wer selbst noch nie daran gedacht hat, sich das Leben zu nehmen, nicht mehr leben zu wollen und/oder wer niemanden kennt, der das getan hat, weiß nicht wirklich, oder jedenfalls nur theoretisch, was es heißt. Und was es alles umfasst.

Es gibt ja Leid, das als Begründung für eine Sterbebegleitung nachvollziehbarer ist als anderes. Finale Krankheiten zum Beispiel. Dafür hat fast jede/r Verständnis. Anders ist es schon mit dem Bilanzsuizid («ich habe genug und gut gelebt, jetzt will ich sterben») und nochmals anders ist es mit dem Suizid aus Verzweiflung/im Affekt bei dem die Angehörigen aus allen Wolken fallen. («Aber man hätte doch sicher eine Lösung gefunden ...«, »Warum tut er uns das an?«)

Lange Rede, kurzer Sinn: Welche Alternativen hat ein Mensch, der dieses Leben, diese Umwelt, seine Umstände etc. aus welchen Gründen auch immer nicht mehr erträgt? Welche würdevolle Alternative gibt es zum begleiteten Suizid? Ich kenne keine und finde es daher sehr gut, dass sich EXIT und andere darum Organisationen in der Schweiz darum kümmern, dass Menschen, die sterben möchten, würdevoll und selbstbestimmt sterben können.

+++

Ihr sagt, wir seien undankbar,
weil wir das Leben, das wir schier nicht ertragen,
wegwerfen wollen.

Ihr sagt, wir seien feig,
weil wir das Leben, nicht mögen und es lieber
gegen den Tod eintauschen möchten.

(9-2016)

+++

Eigentlich geht es hier ja um die eine grundsätzliche Frage: Was ist das Leben für uns? Und die kann jeder und jede ausschließlich für sich selbst beantworten und bitteschön akzeptieren, dass andere es anders sehen.

* Plot: Eine deutsche Staatsangehörige reist mit ihrer Tochter in die Schweiz, um hier zu sterben. In einem Wohnblock am Rande der Stadt wird sie von einem Team empfangen und würdevoll in den Tod begleitet. Am nächsten Tag wird eine der Sterbehelferinnen tot aufgefunden, brutal erschlagen.

Halb oder ganz und unsere Interpretationen

Sehen wir etwas Halbes, denken wir es uns ganz. Fehlende Buchstaben in der Leuchtschrift sind ein typisches Beispiel. Unbewusst folgen wir einem inneren Gesetz der Ergänzung.

Sehen wir einen Menschen und seine offensichtlichen Eigenschaften, denken wir ihn uns ganz. Ergänzen ihn. Unbewusst folgen wir auch hier einem inneren Gesetz der Ergänzung, das auf unserer Erfahrung mit anderen Menschen beruht. Auf Erfahrungen, auch Menschenkenntnis und vor allem auf eins: Auf Interpretation.

Sehe ich einen Menschen, der schufftet wie ein Wahnsinniger, halte ich ihn für besonders leistungsfähig.

So gesehen müssen mich die anderen Menschen, drehe ich das Ganze hier einmal um, für klug, stark und fit halten – wenn ich die Rückmeldungen meiner GruppenkollegInnen so höre.

Und ich begreife, dass wir auf Menschen das Gesetz der Ergänzung nicht anwenden dürfen. Zu viele Unbekannten!

Natürlich bin ich relativ gebildet, und manchmal bin ich stark. Und manchmal bin ich sogar ziemlich fit. Aber. Wie habe ich neulich doch Herrn Bock zitiert? 'Als depressiver Mensch kannst du alles, nur nicht einfach so. Und schon gar nicht immer. Und manchmal gar nicht.'

Unter gewissen Vorzeichen gehe ich leider und noch immer regelmäßig über meine Grenzen. Bin auf Adrenalin und Cortisol sozusagen, unruhig, ruhelos. In Kontexten wie Arbeit oder dem Kurs,

den ich aktuell besuche, spüre ich das gleich doppelt. In zeitlich absehbaren Situationen kann ich noch weniger als im Arbeitsalltag halbe Sachen machen. Entweder blende ich mich aus und halte ich mich heraus (wie das geht, weiß ich aber allerdings nicht wirklich) oder ich gebe alles. Normalerweise gebe ich alles. Und danach bin ich kaputt.

Ich kann meine Kräfte nicht wirklich einteilen, gehe immer an die Grenzen und darüber. Und so bin ich entsprechend dauerausgelaugt. Anders, als wenn ich vom Wandern, vom Kunsten, vom Kreativsein müde oder erschöpft bin. Dort baut mich das Tun auf, auch wenn ich müde bin. Es kommt aus meiner Mitte und nährt mich, während ich etwas erschaffe.

Es ist wohl der Fokus, der den Unterschied macht zwischen diesem auslaugenden, erschöpfenden, anstrengenden, ich-gebe-alles-haften Tun und dem kreativen, nährenden Schaffen bei dem ich ebenfalls alles gebe, oder wenigstens so viel, wie ich noch habe.

Beim kreativen Schaffen synchronisiere ich innen und außen, beim auslaugenden Tun stehe ich gleichsam neben mir, sehe mir beim Hampeln, beim Leisten zu und kippe das Adrenalin und Cortisol-Füllhorn über mir aus, damit ich es durchstehen kann. Okay, ich übertreibe ein wenig. Und es ist ja auch nicht immer gleich. Aber während mich das eine aufbaut und beruhigt (sogar das Kritzeln und Zeichnen in den Kursstunden), macht mich das andere hibbelig.

Nun überlege ich, wie ich dem Adrenalin und Cortisol beikommen könnte?

Zur Information

Bei Hochsensibilität werden »in akuten Stresssituationen die Stresshormone Adrenalin und Noradrenalin ins Blut ausgeschüttet. Ersteres bereitet den Körper auf eine Flucht- oder Kampfsituation vor, zweiteres ist ein Neurotransmitter, der das Gleiche mit dem Gehirn macht – es wird für schnelle Bewertungen und Entscheidungen in Schwung gebracht. Erfährt der Metabolismus innerhalb einer gewissen Zeitspanne mehrere Adrenalininstöße, so wird das für Dauerstress zuständige Hormon Cortisol ausgeschüttet, was Körper und Geist in nachhaltige Alarmbereitschaft versetzt. Wie viele bzw. wie starke Aufregungen oder Störungen dafür notwendig sind variiert von Mensch zu Mensch, bei manchen hochsensiblen Personen (HSP) können jedoch schon drei relativ geringfügige Unterbrechungen der Konzentration innerhalb einer halben Stunde dazu führen. Untersuchungen an einer amerikanischen Universität haben gezeigt, dass hochempfindliche Kleinkinder schon bei einer einzigen Konfrontation mit etwas Unbekanntem in den Cortisolzustand wechseln, wenn sie davor zwei Stunden lang mit einer nur mäßig aufmerksamen Betreuungsperson verbracht haben, war die Betreuungsperson jedoch sehr aufmerksam, sind die Kinder viel belastbarer.«

Quelle: www.zartbesaitet.net

Artgerecht und eigen-artig

»Dürfen Depressive lachen?«, fragte neulich jemand auf Twitter. Und wie sieht das Leben Hochsensibler aus? »... konstante Leistung – was ist das?«, fragt die Bloggerin Julia, die ich auf Twitter kennengelernt habe in einem ihrer Blogartikel zum Thema Hochsensibilität. Weiter schreibt sie, dass viele Hochsensible sehr leistungsstark sein können. » ... aber diese Leistungsstärke konstant zu halten, das geht bei manchen HSP nicht bzw. ist sehr schwierig. Wenn es denn so scheint, dann setzen HSP eine Maske auf – denn sie wissen ganz genau, wer was von ihnen erwartet ... Nur dann besteht die Gefahr, seine eigenen Bedürfnisse aus den Augen zu verlieren und somit sich selbst.«

Quelle: hochsensibel1753.wordpress.com

Sie spricht mir aus dem Herzen. Ein Kommentator schreibt: »Sollte es einen guten Trick geben, das zu regulieren, wäre ich mehr als dankbar.«

Dazu seufze ich. Weil. Eigentlich finde ich selbst es ja nicht wirklich schlimm, dass ich mal so mal so bin. Nur so für mich und meine Nächsten ist das nicht schlimm. Schlimm daran ist, dass unsere Gesellschaft auf konstante Leistungsfähigkeit aufgebaut ist. So gehen wir, andere ebenso wie ich, immer wieder an unsere Grenzen. Äußerlich sieht man uns die Überstimulation und die Reizüberflutung nicht an. Wir haben unsere Masken früh zu tragen gelernt. Fast sind sie mit uns verwachsen, aber sie jucken und sie drücken zum Glück.

Ich kann nur für mich sprechen, wenn ich feststelle, dass ich nicht die Kraft für mehrere Dinge habe. Mehrere größere, mehrere wichtige Dinge meine ich. Die Kraft reicht nicht für mehr. Weil ich nicht einfach ohne großen Energieaufwand vom einen zum anderen großen Thema mir-nichts-dir-nichts wechseln kann. Nun ja, mit der Maske auf kann ich es natürlich schon, aber es kostet mich unglaublich viel Kraft. Kraft, die mir dann fehlt für anderes, das mich wieder aufbauen würde.

Dazu schreibt Julia: »... warum fällt es uns Hochsensiblen denn (manchmal) so schwer, eine – für Muggels (Normalsensible) – vermeintlich einfache und schnell abzuarbeitende Arbeit zu erledigen?

Ursache: Unser (HSP-)Fokus ist gerade ganz woanders. Ein Muggel würde sagen: „Dann lenk den doch einfach auf das, was gerade ist und mach einfach. Machs doch einfach!“

Danke – das würde ich ja gerne tun. [...]

Eindrücke bleiben bei Hochsensiblen länger bestehen. Man stelle sich einen gewöhnlichen Knautschball vor – auch bekannt als „Anti-Stress-Ball“ oder Knetball – den manche Kollegen ab und an tatsächlich durchwalken – weil gerade zu viel los ist – oder anderen Kollegen an den Kopf werfen *Spaß*

Diese Knetbälle benötigen ein bisschen Zeit, sobald sie zerknautscht wurden, bis sie sich wieder in ihrem Ursprungszustand befinden.

Also: Wenn EinDRÜCKE von außen (oder innen!, z.B. Hunger) kommen, wird der Knetball von Hochsensiblen und Muggels ein-ge-drückt... Nur: Bei Hochsensiblen wird er oft tiefer eingedrückt, weil einfach mehr Informationen bei ihm ankommen – und das Zurückverformen in den Ursprungszustand dauert unter Umständen auch länger. Was bedeutet das genau? Wenn man mit zu vielen Eindrücken und Gedanken beladen ist – egal ob hochsensibel oder nicht – kann man nur schlecht etwas Neues aufnehmen bzw. mit etwas Neuem beginnen oder das Bestehende weiterführen bzw. auf bestehendes Wissen zugreifen. Der Fokus ist in diesem Moment nur schwer steuerbar.«

Quelle: hochsensibel1753.wordpress.com

Hochsensibilität, die eigentlich eine Gabe, eine Ressource sein könnte, ist mir zurzeit Last und Fluch. Ich möchte oft einfach nicht so viel fühlen, doch fühlen kann man nicht abstellen. Mir hilft es, mich durch Julias Blog zu lesen und mich in Ihren Berichten und den Kommentaren anderer wiederzufinden.

Zu früheren Zeiten und in anderen Kulturen waren wir Hochsensiblen die HeilerInnen, TänzerInnen, WandlerInnen, KünstlerInnen einer Gesellschaft und ihre Gaben waren selbstverständlich. Und heute?

Fazit: Ja, auch Hochsensible können feiern und schuften, genauso wie auch Depressive lachen und sich freuen können. Und genauso, wie Normalsensible zuweilen reizüberflutet sein können und sich zurückziehen müssen.

Wir alle können fast alles. Wichtig ist es aber doch, dass wir genau hinfühlen. Und unsere persönliche Art nicht verleugnen. Und dass wir den Mut haben, uns so zu verhalten, wie es unserer Art entspricht. Artgerecht. Und respektvoll dem Anderssein anderer gegenüber.

Alle unsere Gummibänder

Es ist mir, als wäre in mir ein Gummiband, das ich viele Jahre lang überdehnt habe, gerissen, dachte ich gestern, als ich am Nachmittag, nach einem kleinen Spaziergang in die Dorfbäckerei, total kaputt war und unterwegs auf einer Bank Pause machen musste. Mein Gummiband steht einerseits für Leistungsdruck, andererseits aber für meine bisherige Unfähigkeit, Nein sagen, Stopp sagen zu können.

Heute denke ich, dass mein Gummiband nicht wirklich gerissen ist, sondern dermaßen überdehnt, dass es mich nicht mehr zusammenhalten kann. Und so ausgeleiert kann es mich auch nicht mehr auf Kurs halten. Ob uns unsere Gummibänder wirklich so gut tun, wie die Wirtschaft uns weismacht? Was wären wir ohne sie? Und warum sind sie – jedenfalls die, die ich kenne – so

verdammte eng und drückend in ihrer angeblichen Elastizität?

Dass wir etwas brauchen, das uns zusammenhält, stelle ich nicht grundsätzlich in Frage. Und dass ich mir jetzt ein neues Band weben soll, das mich irgendwie zusammenhält, erkenne ich ebenfalls. Ich hoffe darum um Weisheit bei der Auswahl des Materials und der Farben.

Auf einmal stelle ich mir aber auch einige ungemütlichen Fragen. Und ich denke über all diese Bänder um all diese Menschen nach, die uns alle irgendwie in Form halten. Und warum wir sie tragen. Warum wir sie brauchen. Was sie mit uns machen. Und ob und wenn ja, wie bewusst wir sie selbst gewählt haben.

Zettelzöix

Ich verzettelte mich in der vielen Zeit, die wie eine große Leere und wie eine große Fülle zugleich um mich herum Platz genommen hat. Ich verzettelte mich auf Zetteln. In Büchern. Draußen ebenso wie drinnen. Wie zum Beispiel vorhin, als ich auf der Suche nach dem Namen einer Person, mit der ich vor zwölf Jahren Kontakt hatte, ein, zwei Stunden in alten Tagebüchern gelesen habe.

Verzettelung ist auf den Punkt gebracht mein großes Problem auf dem Weg des Vorankommens. Sagte meine Kursleiterin im Schlussgespräch letzten Freitag zu mir.

Aber was wäre, frage ich, aber was wäre, wenn sich zu verzetteln eine Gabe wäre? (Gibt es keinen Beruf, in dem sich zu verzetteln die gefragteste aller gefragten Fähigkeiten ist?) Was wäre, wenn Vorankommen, Ziel, Erfolg, wie sie unsere Gesellschaft anbetet, vielleicht gar nicht Dasjenigewelches ist, dass wir so dringend brauchen. Wenn alles anderes wäre? Und wie würde es sich wohl anfühlen, das Leben, ohne voranzukommen?

Ich versuche es mir vorzustellen, aber es geht irgendwie nicht. Voranzukommen steckt uns in den Genen, behaupte ich mal.

Aber irgendwann kommt der Wendepunkt und das Vorankommen kippt und verwandelt sich in ein Zurückkommen. Kippt es dort, wo wir uns auf dem Lebensweg zurück in die Mitte zu bewegen anfangen? Bin ich schon dort? Darf ich mich aufs Zurückkommen konzentrieren oder muss ich noch vorankommen? Und was genau ist dieses Zurückkommen?

Vor langer Zeit, in einem Vortrag, erzählte ein weiser Mensch, dass das Leben einem Labyrinth gleiche. Die erste Lebenshälfte gehen wir den Weg von der Mitte nach außen, in der zweiten gehen wir den Weg wieder zurück ins Zentrum.

Wir kommen aus der Mitte, wir gehen in die Mitte. Dazwischen ist Leben.

Zurückkommen in die Mitte scheint mir zurzeit weit erstrebenswerter als das Vorankommen.

Vielleicht ist es doch gar nicht so wichtig, *was* wir tun, sondern *wie* wir uns dabei verhalten, in

welcher Haltung wir tun was wir tun. Vielleicht ist es ja so, dass das Leben eine Art Geduldsspiel ist, ein lebenslängliches Experiment womöglich, bei dem es nicht darum geht, dass wir es möglichst schnell und möglichst fehlerfrei lösen, sondern in einer friedlichen Haltung.

Nein, soweit bin ich noch nicht. Obwohl ich mit dem einen oder anderen umständlichen Umstand Frieden geschlossen habe. Und ja, mit meiner Tendenz zur Verzettelung, die mir schon von Kind auf attestiert wurde – mit hübschen Umschreibungen wie 'sie hat viel Phantasie' und 'sie träumt gerne' garniert –, hadere ich zuweilen immer noch. Wie gerne würde ich klarer priorisieren können. Klarer durchblicken. Nicht alles nebeneinander, nicht alles gleich schwer, gleich bunt, gleich wichtig wahrnehmen, sondern ... ja, wie? Ich hadere aber eigentlich, wenn ich ehrlich bin, damit nicht wirklich, oder möglicherweise nur darum, weil mich meine Verzettelung daran hindert, ein nützliches, wertvolles und arbeitssames Mitglied der Leistungsgesellschaft zu sein, an die ich nicht wirklich glauben kann.

Hm. Und jetzt?

Meine Gedanken bündeln und mich auf etwas konzentrieren, im Flow sein kann ich natürlich schon. Gut sogar. Wenn ich auf der Kür- statt auf der Pflichtstraße gehe besonders gut. Wenn ich wählen könnte, was ich tun wollte. Wenn ich tun könnte, was ich gewählt hätte. Wenn ich ...

Ach Konjunktiv, du wieder, du Verzettler erster Güte du!

Dabei wollte ich ja bloß erzählen, dass unser Rheinwanderundradelprojekt Flussnoten seit letztem Mittwoch abgeschlossen ist, Irgendlink mich überraschenderweise danach direkt von der Rheinmündung in Holland aus heimgesucht hat und mich das Zusammensein mit ihm – wie immer – total inspiriert.

Im Reisebus

Alle sind sie da. Die Müllers, Mijatovičs, Kellers samt Enkelkindern sogar, Von Halters, Azikiwes, Singhs mit ihren zwei Töchtern, Gomez', Meiers, Jeffersons, Larssons, Schneiders, O'Sullivans und wie sie alle heißen, haben sich auf dem großen Busbahnhof der kleinen Großstadt eingefunden. Eine Reise ins Grüne haben sie gebucht. Nun ja, manche haben sich den Gutschein für die Reise mit Sammelpunkten aus dem Supermarkt erarbeitet, weil ... so eine Reise ins Grüne ist doch wirklich genau das, was sie brauchen. Immer nur an der Kasse sitzen oder die Klos anderer zu putzen ist nämlich ganz schön anstrengend.

Nun steigen sie ein. Was für ein Gerangel! »Wir haben erste Klasse gebucht!«, sagt Frau von Halter, spitzt ihre Ellbogen und sichert sich einen Platz ganz vorne. Den Gemahl zieht sie am Sakko neben sich auf den Sitz. Einem Thron mit viel Platz für die Beine und mit einem frisch gebügelt Tuch für den Kopf. In der zweiten Klasse werden die nämlich nur einmal im Monat gewechselt.

Endlich haben alle Platz gefunden. Die Reisebegleiterin klopft kurz aufs Mic und begrüßt mit smarterer Stimme alle Mitreisenden. Sie freut sich über alle, die da sind, sagt sie. Ihre Freude blubbert durch die Lautsprecher in die Ohren der Reisenden. Und schon plappert sie munter weiter und erklärt, dass auf den Fernsehern über den Sitzen gleich ein Programm mit sanfter Unterhaltung beginnen werde und bittet darum, dass alle ganz besonders den Werbespots ihre volle Aufmerksamkeit schenken mögen.

Die Busfahrerin hat inzwischen ausgeparkt und manövriert den vollen Reisebus durch die Straßen der Stadt. Vorbei an roten und grünen Ampeln, Wohnquartieren und Industriegebieten. Schließlich schaukelt der Reisebus Richtung Autobahn.

Musik tönt aus den Lautsprechern, Werbung trieft aus den Bildschirmen und draußen flitzt die Welt vorbei. Ein bisschen Grün sieht man da ja tatsächlich. Allerdings nur, wenn man raus sieht. Kaum jemand tut das. Manche beschäftigen sich damit, über den schlechten Platz, den sie bekommen haben, zu schimpfen, während andere denen, die jammern, erklären, dass erste Klasse eben ein Privileg sei, das man sich erst einmal verdienen müsse. Und dass sie gefälligst froh sein sollen, dass sie überhaupt mitfahren dürfen.

Erster Halt. Kaffeepause. Ein Restaurant in einem Industriegebiet neben der Autobahn. Es gibt Gratiskaffee für alle. Für die Erste-Klasse-Gäste gibt es obendrein Croissants oder wahlweise ein Stück Torte. Alle andern müssen dafür zahlen. Als es sich alle halbwegs gemütlich gemacht haben, erzählt die Reisebegleiterin etwas über Heizdecken, später begeistert sie sich für Wohnzimmerlampen und gleich danach erzählt sie von den Reisen, die sie verkaufen – all inclusive – und die man natürlich auch gewinnen könne. Wenn man denn eine Decke oder eine Lampe kaufe. Und ja, es gibt natürlich auch Lose für jene, die kein Geld für eine Decke haben. Dass das alles Nieten sind, verschweigt sie.

Weiter geht's. Über Land. Über Hügel. Vorbei an Flüssen. Ja, wirklich schön ist es da draußen. Doch sie alle sitzen drin. Kaum jemand schaut aus dem Fenster in diese Welt hinaus, die da draußen vor sich hin ist.

Mittagsrast. Obwohl das Restaurant nur einen Steinwurf von der Autobahnausfahrt entfernt liegt und von außen eher ungemütlich aussieht, gibt es für die Erste-Klasse-Gäste Stoffservietten und ein Fünf-Gänge-Menü. Die anderen bedienen sich am Büffet, wo ein paar labbrige Salate, keine vegetarische Alternativen neben seltsam trocken aussehenden Burgern und ein paar lieblos zubereitete Beilagen und Saucen das Auge der Betrachtenden beleidigen. Und die Mägen zwar füllen, aber den Seelenhunger ungestillt lassen.

Während des abschließenden Gratiskaffees – diesmal wieder für alle – gibt es erneut eine Präsentation der neuesten Produkte. Diesmal demonstriert die Reisebegleiterin eine Maschine, die offenbar alle negativen Gedanken in positive verwandeln und aus erfolglosen Menschen erfolgreiche machen kann. Freiwillige werden gesucht. Herr Gomez, seit drei Monaten arbeitslos, setzt sich neben die Maschine, stülpt sich, wie geheißen, den Helm über und sagt laut, was er

gerade denkt. Auf einmal sprudeln höchst positive Sätze aus seinem Mund, obwohl er doch vorhin, im Bus, noch gelästert hat über die von Halters in der ersten Klasse und dass die doch nur so reich seien, weil sie Leute wie ihn ausquetschten. Nun aber lobpreist er den Kapitalismus und seine Segnungen in den höchsten Tönen. Und er hat auf einmal wieder Mut, sieht von jetzt auf gleich nicht mehr schwarz und kann sich ein Leben in Hülle und Fülle plötzlich sehr bildhaft vorstellen.

Dass selbst jene, die eigentlich kein Geld haben, diese Maschine unbedingt brauchen, versteht sich von selbst. Fast alle unterschreiben den Kaufvertrag, denn man kann das Teil auch auf Pump kaufen. Erhalten tut man sie allerdings erst, wenn man sie abbezahlt hat. Und jetzt sind sie alle glücklich. Glücklich darüber, endlich die Antwort auf alle ihre Probleme gefunden zu haben. Klar, dass die von Halters die Maschine nicht gekauft haben. Schließlich haben sie sie ja erfunden und entwickelt.

Weiter geht's. Die Fahrt durch die grüne Landschaft zieht sich hin. Manche schlafen ein. Manche testen ihre neue Maschine, doch weil sie am Stromnetz besser arbeite als über den Akku, halten sich ihre neuen positiven Gedanken eher bedeckt. »Macht ja nichts. Daheim haben wir genug Strom«, sagen sie zueinander. Manche fangen kurz zu zweifeln an, sagen sich aber: »Wenn ich nur erst immer positive Gedanken habe, wird alles gut. Und dann werde ich reich und dann bin ich glücklich.«

Ein paar wenige, nämlich jene, die den Vertrag nicht unterzeichnet haben, fühlen sich vom Rest der Gruppe ausgeschlossen. Außerdem, diese ganze Fahrt ins Grüne, die hatten sie sich eh anders vorgestellt. Das Grün ist ja nur da draußen, aber sie sitzen hier drin und können es zwar sehen, anfassen geht jedoch nicht. Und sehen können sie es auch nur dann, wenn sie ihre Augen vom Bildschirm heben und den Blick nach außen richten. Das ist ganz schön anstrengend, wo sich doch hier drin so vieles bewegt. Ständig tröpfeln Filme und Musik und muntere Geschichten über Lautsprecher auf die Reisenden herunter. Unentrinnbar sind sie alle diesen Einflüssen ausgeliefert. Nein, so haben sie es sich nicht vorgestellt. Aber das will ja wieder keiner hören.

Am Nachmittag dann eine weitere Kaffeepause. Gratiskaffee gibt es diesmal für all jene, die den Vertrag unterzeichnet haben, die anderen müssen zahlen. Diesmal werden Produkte, die einen guten Schlaf garantieren, vorgestellt. Darunter ein wunderhübscher knuffiger Sandmann, der einem so lange volltextet, bis man eingeschlafen ist. Den kennt sogar Frau von Halter noch nicht und kauft ihn für sich und ihren Mann. Dieser ist allerdings weit weniger begeistert als sie. Denn bisher hatte ihn seine Frau allabendlich vollgetextet. Kostenlos. Wozu also Geld ausgeben?

Endlich parkt der Bus wieder auf dem großen Busbahnhof der kleinen Großstadt und spuckt seine Gäste aus. Erschöpft packen die Reisenden ihre neuen Schätze und stapfen durch die einsetzende Dunkelheit davon.

Dass Herr Gomez beim Abschied von der Reiseleiterin einen fetten Umschlag in die Hand gedrückt bekommt, sieht vermutlich niemand. Außer mir.

Auf den Baum klettern

Alle gleich zu behandeln verlangt zwar das Gesetz, doch wie sieht das in der Praxis aus? Ich bezweifle, dass Standardisierungen und Normisierungen wirklich so hilfreich sind. Welche Parameter taugen für Vergleiche zwischen Menschen wirklich? Wie misst man Toleranz und nach welchen Kriterien werden Belastbarkeit und Lebensmut ausgelotet?

Was zählt wirklich?

Albert Einstein sagte: Jeder ist ein Genie. Aber wenn du einen Fisch danach beurteilst, ob er auf einen Baum klettern kann, wird er sein ganzes Leben glauben, dass er dumm ist.

* Everybody is a genius. But if you judge a fish by its ability to climb a tree, it will live its whole life believing that it is stupid.

– Albert Einstein

In einem Zug zu lesen #7 – Die hellen Tage von Zsuzsa Bánk

Dichtung ist immer eine Expedition nach der Wahrheit, sagte Franz Kafka.

Vielleicht ist das der Grund, warum ich Fiktion der sogenannten Realität vorziehe. Und nein, ich glaube nicht, dass dies eine Flucht vor der Wirklichkeit ist oder dass ich vor mir selbst weglaufe, wenn ich Bücher lese, eher ist es für mich so, dass ich zuweilen über die Fiktion näher an die Wirklichkeit herankomme als auf dem sachlichen Weg. Näher und besser. So wie sich Eisentabletten mit Orangensaft besser im Körper auflösen können, gelingt es mir vielleicht eher, die Wirklichkeit über Dichtung zu verstehen. Ein erfundener, gedichteter Text, aus der Phantasie heraus entstanden, ist ebenso wahr wie die Realität. Die Wirklichkeit, wie wir sie sehen, bildet außerdem niemals das Ganze, die 'ganze Wahrheit' ab, ist immer nur ein Ausschnitt. So heißt 'wahr' hier also nicht 'nicht erfunden', wahr heißt hier 'dem Leben nachgebildet oder abgeschaut'. So ist Fiktion, so ist Dichtung also eine Parabel der Wirklichkeit, ein Gleichnis der Welt.

Lese ich ein gutes Buch, begeben mich gleichsam, wie Kafka sagt, auf eine Forschungsreise in ein neues Land. Ich tauche in die Erkenntnisse, Hirngespinnste und Herzgewebe eines anderen Menschen ein und nähere mich so seiner Wahrheit.

Die hellen Tage von **Zsuzsa Bánk** ist genau eins dieser Bücher, eins dieser Forschungsreisen. Mein persönliches 'Buch des Jahres' – jedenfalls bis jetzt.

Seri, die eigentlich Therese heißt, erzählt von den hellen Tagen ihrer Kindheit in der Nähe von Heidelberg, die sie im Garten ihrer Freundin Aja verbringt. Aja ist ein Zirkuskind, stammt aus

einer ungarischen Artistenfamilie und lebt mit ihrer Mutter Évi in einem Gartenhaus am Rand der Kleinstadt. Bald gesellt sich Karl zu den beiden Freundinnen und fortan leben die drei Kinder ein glückliches Dreieck. Karl hat kürzlich seinen jüngeren Bruder Ben verloren. An einem Frühlingstag ist er – innert zweier Sekunden – in ein fremdes Auto eingestiegen und nie wiedergekommen ist. Zwei Sekunden werden von jetzt an die Zeiteinheit, in der Karl alles misst. Wenn er Elfen und Schatten fotografiert, wenn er durch die Wälder streift. Zwei Sekunden, in denen sich alles verändern kann.

Die Welt der späten Sechziger, als die Kinder noch Kinder sind und über die Zsuzsa Bánk im ersten Buchteil schreibt, ist allerdings nur scheinbar heil. Nicht nur in Karls, auch in Seris und Ajas Leben gibt es eine Leerstelle. Seris Vater starb kurz nach ihrer Geburt und Ajas Vater Zigi, Trapezkünstler in einem Zirkus, besucht die Familie nur einmal im Jahr für ein paar Wochen und ist die restliche Zeit des Jahres nur durch seine Abwesenheit anwesend.

Évi sorgt mit ihrer Herzlichkeit und Beharrlichkeit dafür, dass es den drei Kindern trotz all der Leerstellen an nichts fehlt. Maria, Seris Mutter, bringt Évi das Lesen bei und sorgt dafür, dass sie im Städtchen Arbeit finden und Fuß fassen kann. Évi hilft mit der ihr typischen Geduld Karls Eltern – Ellen und dem vornamenlosen Vater – zurück ins Leben. Beide haben nach dem Verlust ihres kleinen Sohnes den Halt verloren.

Als die drei Kinder, inzwischen erwachsen geworden, ihre Studien in Rom fortsetzen, kommt nach und nach die eine und andere Lebenslüge ans Licht. Wahrheiten, die alle nicht aus Bosheit bis dahin verschwiegen worden sind. Niemand wird verschont. Zum Glück haben die Kinder von ihren Müttern gelernt, keine Angst vor dem Leben haben zu müssen und können so den Erschütterungen – nicht ohne Narben, aber mit neu gewonnener Kraft – trotzen.

Fast möchte ich die Geschichte ein Heldenepos nennen, oder nein: eigentlich werden hier gleich mehrere Heldenepen erzählt. Es sind Geschichten von Menschen, die alle ein wenig mehr wahrnehmen, ein bisschen deutlicher hinter den Vorhang blicken können als die meisten anderen Menschen. Hochsensible Kinder und hochsensible Mütter, die die Welt auf eine ganz persönliche, ganz eigene Art sehen und auf sie zugehen.

Bánks Sprache hat mich von der ersten Seite an begeistert. Sie leiht Seri eine Stimme, die leise und eindringlich beschreibt, wie die Dinge wirklich sind und wie sie von ihnen allen wahrgenommen werden. Ich rieche Évis Küche, in der sie ihre Kuchen bäckt, die dann Karls Vater zu den Kundinnen nach Hause fährt. Ich spüre die klamme Kälte im winterlichen Gartenhaus und ich spüre das Schaukeln der Hängematten zwischen den Linden in Evis Garten. Und ich höre auch das Klackern in Karls Kopf, das ihn noch immer an die Murmeln erinnert, mit denen sein Bruder Ben und er gespielt haben. Trotz Bánks sinnlicher, beinahe poetischer Sprache sehen wir auch die Dramen, denen die Menschen in dieser Geschichte ausgesetzt sind. Alle je getroffenen Entscheidungen haben Konsequenzen, mit denen neu gelebt werden will. Dass das gelingt, verdanken alle nicht zuletzt der Liebe, dem Vertrauen, der Freundschaft – gewoben und gewachsen in all den hellen Tage. Dank ihnen lassen sich auch dunkle Tage besser ertragen.

Herzliche Leseempfehlung!

Schreibenmüssen

Wenn ich eine Weile nicht schreiben kann, geht es mir bald nicht mehr wirklich gut. Schreiben heißt für mich aber nicht Bewerbungen schreiben, heißt nicht Einkaufszettel, nicht Auftragsartikel, nicht Twitter schreiben, und heißt noch nicht mal Blog oder Tagebuch schreiben. Wobei die zwei letzten gerade noch so taugen, damit ich überleben kann. Schreiben im Reservetank-Modus sozusagen.

Schreiben, wirklich schreiben können-wollen-müssen, heißt bei mir, dass ich an einem längeren Text arbeiten kann-will-muss. An einer fortlaufenden fiktiven Geschichte, an einem zusammenhängenden Etwas. Das kann auch, wie vor zwei Jahren, ein biografischer, noch unvollendeter Text sein; damals ein etwa 200 Seiten umfassendes Essay mit dem Arbeitstitel „Weiterleben“.

Kurz: Ein längerfristiges Projekt ist es, das ich zum Leben brauche. Solche Schreiarbeit ist für mich gleichsam das Atmen der Seele, des Herzens, die Verdauung von Gedanken, von Lebenserfahrungen. Es ist das, was mich lebendig fühlen lässt. Seit Monaten – was sage ich da? –, seit einem Jahr ungefähr, habe ich nichts Zusammenhängendes mehr geschrieben. Vielleicht ist das also einer der Gründe, warum es mir nicht gut geht? War es der äußere Stress im Brotjob, der mich am kreativen Schreiben hinderte oder hörte ich mit Schreiben auf und löste damit erst ein stetig wachsendes Stressempfinden aus, das mich schließlich ausbremste? Teufelskreis und eigentlich egal. Fakt ist, dass ich unter Stress nicht kreativ arbeiten, nicht schreiben, nicht sprudeln, nicht aus dem Inneren schöpfen kann. Es ist, als wären dann die Schleusen geschlossen, durch welche ich bei Nicht-Stress zu den Quellen paddeln kann.

Seit zweieinhalb Monaten, also seit ich stellenlos bin, suchte ich immer wieder nach Nischen, um endlich wieder in diesen Schreibflow zurückzufinden, der dazu beiträgt, dass es mir gutgeht. Doch seit zweieinhalb Monaten habe ich ständig so viele Dinge in mein Leben gelassen, haben sich ständig so viele Dinge in mein Leben gedrängt, dass ich keine Kraft hatte, darin nach Nischen zu suchen. Noch ein Zu-Tun mehr – denn das Schreiben wäre ja ein Zu-Tun, auch wenn es eins ist, dass ich will – war einfach nicht zu schaffen. Und so blieben die Schleusen zu.

Was aber, wenn sich eine Romanidee, die unbedingt von mir geschrieben werden will, auf einmal, nachts, im Zustand zwischen Wachsein und Traum, in meine Gedanken schleicht und mich füttert? Eine Idee, die auch im Tageslicht bestehen bleibt und dazu eine Art Synthese all meiner auf Halde liegender Romanentwürfe darstellt? Ich heiße sie herzlich willkommen und bitte sie, mich an der Hand zu nehmen. Und ich verspreche ihr Nischen, ja, ich schaffe ihr sogar Nischen und ich höre ihr zu, wenn sie souffliert.

Nichtstun oder nicht Nichtstun, das ist hier die Frage

Ich gestehe, dass mir Nichtstun nicht leicht fällt. Immer hockt da der leise Innere Zensor, der mich antreibt, etwas Sinnvolles zu tun. Jetzt, mit dem neuen Buchprojekt, würde ich allerdings und sowieso am liebsten immer nur an der Kiste hocken und schreiben. Geht natürlich nicht, weil ich ja auch noch anderes tun muss, soll, will. Oder eben auch mal nichts tun.

Gestern hat mir Irgendlink gezeigt, wie das geht. Und was tue ich, derweil er auf dem Nichtstusofa nichts tut? Ich zeichne. Ihn. Beim Nichtstun.

Heute habe ich den Vorsatz gefasst, jeden Tag mindestens eine Stunde zu schreiben. Am Buch. (Inzwischen habe ich schon mehr als 2000 Wörter.) Oder etwas anderes Kreatives zu tun.

Wenn ich schon nicht Nichtstun kann, dann will ich wenigstens etwas tun, das mir Freude macht und mir ein gutes Gefühl gibt. Ich habe viel zu lange nichts Kreatives mehr getan – weder sinnlos noch absichtlich. Höchste Zeit also, wieder mit Farben und Buchstaben rumzuwerkeln.

[Aber nun gehen wir raus, ziehen dem Autochen die Winterschuhe an und genießen den sonnigen Tag.]

Suppenkochereien

Eigentlich wollte ich hier ja mal wieder etwas Geistreiches schreiben, von meinem Buchprojekt erzählen und von der Schwierigkeit, sich auf eine Geschichte einzulassen ohne dabei den Kontakt zur Außenwelt zu verlieren. Doch weil ich dazu jetzt zu müde bin – ich habe heute bei meinem neuen Buchprojekt die 10'000 Wörter-Grenze geknackt – gibt's heute eins der vielen Bildchen, die in der letzten Woche entstanden sind. Das hier habe ich gestern auf dem Handy gebastelt habe.

Und jetzt lese ich weiter im Buch des Norwegers Atle Naess: Die Riemannsche Vermutung. Nein, es geht dabei nur sekundär um Mathematik, primär geht es um einen Mathematiker, der versucht eine Biografie über Riemann zu schreiben und dabei zufällig über das Leben und die Liebe stolpert. Ein literarischer, mathematik-philosophischer Genuss.

Schreibtagebuch #1

Vor etwas mehr als einer Woche habe ich mit meinem neuen Romanmanuskript angefangen. Aktuell bin ich bei etwa 11'000 Wörtern.

Ich habe gottgleich Figuren erschaffen, fiktive Figuren, Menschen, die ich so nicht kenne, die so und so aussehen, die so und so sprechen, die so und so fühlen. Natürlich schöpfe ich beim Schreiben auch – insbesondere da die abwesende Hauptfigur eine depressive Frau ist – aus meinen eigenen Erfahrungen.

Aber Lea ist nicht ich. Lea ist eine andere Frau mit einer anderen Geschichte als der meinen und mit anderen Erfahrungen. Ich fühle Lea sehr gut. Ich gebe ihr von mir erlittenes Leid und bürde ihr meine Schmerzen auf. So gut sich das anfühlt, so schwer fühlt es sich auch an.

Ich versuche bei den Dialogen und Erzähltexten, zwischen den einzelnen Figuren zu unterscheiden. Ob es mir gelingt? Ich weiß es nicht.

Genial ist die Arbeit mit Scrivener, einem Autoren Schreibprogramm, das es mir ermöglicht, einfach zuerst die einzelnen Teile des Buches zu schreiben, um später die richtige, stimmige Reihenfolge zu finden. Zumal die Geschichte ja eh aus einzelnen Stücken besteht. Die Chronologie ist für mich – zumindest jetzt noch – zweitrangig und austauschbar. Ich werde, denke ich, wenn ich alles geschrieben habe, merken, wie ich die Teile zusammenweben soll.

Ich gestehe, dass ich daran zweifle, einen ernstzunehmenden Roman schreiben zu können. Zum einen bin ich eine NoName und alles andere als eine Kämpferin, die Schaut-her! rufen mag und sich selbst gut vermarkten kann, zum anderen ist das Thema alles andere als mainstream (nicht dass ich über coole Mainstreamthemen schreiben möchte, aber es wäre eben sicher einfacher, ein Publikum zu finden ...).

Ja, ich will einen ernstzunehmenden Roman schreiben, der gelesen wird, und so einen Beitrag dazu leisten, dass wir Depressiven besser verstanden werden und dass Suizid aus der Tabuzone geholt wird. Dass Suizid besser verstanden wird. Dass sich Menschen mit diesen zwei Themen auseinandersetzen. Mit der Gesellschaft, die sie hervorbringt und füttert, wenn auch eher indirekt.

Daumendrücker erlaubt.

Keine Regel ohne Ausnahme – Liebster-Award again

Lang ist es her, dass ich hier herumgetönt habe, man möge mir doch bitte keine Stöckchen und Awards mehr zuwerfen. Nicht aus Arroganz schrieb ich das, denn ich fühlte mich immer sehr geehrt bei Nominierungen und Stöckchenwürfen in meinen Garten; eher bat ich wohl darum, weil ich nicht so gut darin bin, Regeln anderer einzuhalten. So irgendwie.

Dass ich jetzt, nach anderthalb Jahren, doch eine Ausnahme mache, hat *zum einen* mit den spannenden Fragen zu tun, die mir Zora Debrunner gestellt hat, die unter Demenz für Anfänger über das Leben als Enkelin einer demenzkranken Frau erzählt. Merci beaucoup, liebe Zora. *Zum anderen*, sagt selbst, was wäre eine Regel ohne Ausnahme? Eben!

Zoras 11 Fragen an mich:

1. Warum hast du angefangen, dieses Blog zu schreiben?

Dies hier ist bereits mein drittes Webtagebuch. Angefangen habe ich 2004, ein knappes Jahr nach

dem Tod meines Sohnes, um den Verlust zu verarbeiten und meinen FreundInnen Einblick in meinen Prozess zu geben. Das Schreiben wurde immer mehr zu einer heilsamen Lebensnotwendigkeit und irgendwann wurde aus dem eher biografischen Schreiben auch ein Geschichtschreiben. Ich habe inzwischen in einigen Büchern Geschichten veröffentlicht und schreibe regelmäßig journalistisch für eine Zeitschrift. Nach den handgestrickten Webseiten der frühen Jahre im Weweweh wechselte ich 2009 zu WordPress. An der Motivation – Alltagsbewältigung/Verarbeitung/Verdauung – hat sich nicht viel geändert, auch wenn noch andere Motive dazugekommen sind. Zum Beispiel so etwas wie ein Training für die Schreibmuskeln, zum Warmbleiben, besonders in weniger kreativen Phasen, ist das Bloggen auf jeden Fall für mich.

2. Wie kommst du zu deinen Texten? Was inspiriert dich?

Das Leben selbst füttert mich mit Schreibstoff, das Leben mit all den Ecken und Kanten, die es mir in den Weg stellt. Mein Leben ebenso wie das meiner Mitmenschen. Die stetige Veränderung meiner Umwelt bietet unendlich viel Denkfutter. Hinschauen, Denken und Schreiben sind für mich fast Synonyme Ich sehe mich als Beobachterin und als eine, die versucht, zu verstehen.

3. Würdest du gerne vom Schreiben leben? Oder, wenn dies bereits der Fall ist: was musstest du unternehmen, damit du vom Schreiben leben kannst?

Oh ja, gerne. Sehr gerne. (Hey, Fee, hast du das gehört!?)

4. Wie sähe dein perfekter Tag aus?

Oh. Äh. Perfekt? Die Perfektionistin-in-mir runzelt die Stirn, weil sie weiß, dass perfekt nicht wirklich geht. Und weil dem allzu Perfekten immer ein bisschen etwas Steriles anhaftet. Nennen wir es: beglückend, friedvoll, mich beschenkt fühlend, okay? Ein solcher Tag also ist es, wenn ich nicht (allzu sehr) ins Depressive abdrifte und am Abend zufrieden mit dem Leben und dem, was war und ist, ins Bett gehe. Dem Liebsten zuflüsternd: Danke, das war ein echt toller Tag an deiner Seite. Dieser Tag hatte genug Momente tiefster Konzentration, genug Pausen, genug Nahrung, genug Luft und Licht. Genug Lachen und Stille. Dieser Tag war wie ein Musikstück, das ich höre und mich dabei wohlfühle.

Ob Ferien-, Frei oder Arbeitstag: Ein guter Tag ist einer ohne Wecker. Ich erwache von selbst, habe gut, tief und genug geschlafen und erfreue mich am Liebsten neben mir. Nach einem gemütlichen Früh- oder Spätstück gehen wir an freien Tagen raus in die Natur (zu Fuß, mit dem Rad, mit dem Auto ...) und genießen Bewegung und Ruhe. Ist es ein Arbeitstag, dann irgendwie so: am PC arbeiten, sprich am neuen Buchprojekt weiterschreiben oder ein bestehendes überarbeite, Bilder bearbeiten etc.. Mails schreiben. Kontakte pflegen. Soziale Medien besuchen. Den Gedanken Raum geben.

Am Feierabend mit einem gemütliche Abendessen – zusammen gekocht – den Tag abschließen und je nach Lust und Laune ab und zu mal ins Kino oder an ein Konzert gehen oder aber daheim gemütlich chillen, sprich lesen (!!!), einen Film schauen, Bilder appen, erzählen und zuhören, Besuch haben/machen etc. Und gerne dürfen an solchen Tagen auch andere Menschen mit dabei sein.

5. Wer hat dich in deinem Leben massgeblich geprägt?

Da muss ich im Plural antworten: Sicher die Eltern und meine Geschwister, dann aber auch nahe FreundInnen und Freunde. Und Ex-Partner. Mein Sohn, sehr. Und natürlich der Liebste. Und ja, auch Menschen wie Luisa mit ihren Büchern, Kursen, Mails und ihrem Internettagebuch.

6. An welches Erlebnis aus deiner Kindheit denkst du gerne zurück?

An meinen ersten Zelturlaub mit meinem zwölf Jahre älteren Lieblingsbruder und seiner heutigen Frau (die beiden sind seit über 40 Jahren glücklich miteinander). Mit dabei waren meine beiden fast gleich alten Geschwister. Wir haben bei Regen im Zelt Monopoly gespielt und unter den Giessbachwasserfällen Eisbecher gelöffelt. Und im Brienersee gebadet und die Beatushöhlen besucht und ... vermutlich habe ich damals den Campingvirus bekommen.

7. Dürrenmatt oder Frisch?

Wieso ‚oder‘? Ich bevorzuge ‚und‘. Würde ich aber ein Buch von Dürrenmatt oder Frisch auswählen müssen, nähme ich wohl eins von Frisch, weil ich von Dürrenmatt fast alle gelesen habe.

8. Welche Gegend magst du am liebsten und warum?

Oh, darf ich nur eine Gegend nennen? Ähm. Ich mag aber doch soo viele! Und eigentlich auch nicht wirklich nur bestimmte Gegenden, eher ganze Landstriche. Ich fange mal mit Südfrankreichs Meerstränden und Bergen an (ich sag nur Pyrenäen). Weiter geht's in die Alpujarras in Südspanien. Und von da hüpfen wir nach Skandinavien. Sowohl den Süden Schwedens als auch Schwedisch-Lappland mit seiner Kargheit mag ich. Und auch die schwedischen Gegenden mittendrin. Und, ach, die norwegische Westküste, die natürlich auch. Sehr. Überhaupt: Norwegen! Und die Ostsee. Schleswig-Holsteins Küsten. Und die Alpen der Schweiz. Ja, die auch.

Ihr merkt es schon? Ich mag Natur, ich mag Meer, viel Himmel über mir und ich mag Berge, frische Luft, Weite, Aussicht, Weitsicht. Und Wälder, Felder und Wiesen. Und vor allem brauche ich keine Animation, ich brauche Ruhe. Und dann freu ich mich immer sehr auf mein Bett zuhause.

9. Wenn du nicht bloggen würdest (und es kein Internet gäbe), was würdest du dann tun?

Trotzdem schreiben, keine Frage. Habe ich ja auch vorher schon. Nur eben nicht öffentlich.

10. Glaubst du an das Gute im Menschen? Falls ja, warum? Falls nein, warum nicht?

Irgendwie schon. Aber. Das Gute ist ebenso vorhanden wie das Schlechte, Schlimme – so meine These. Vielleicht sind beide sogar aus dem gleichen Garn gehäkelt, denn wir sind alle alles, davon gehe ich aus. Darum sind wir auch in er Lage, Gutes und Schlimmes zu tun, oder – wie ich es lieber nenne – Lebensförderndes und Lebensfeindliches. Alles läuft auf die freie Wahl des Menschen hinaus. Sie unterscheidet uns unter anderem entscheidend vom Tier und darf nienie unterschätzt werden.

Ob wir von Natur aus gut oder schlecht sind, ist eine Frage, über die sich die PhilosophInnen aller Zeiten die Köpfe zerbrochen haben. Ich vermute eben: beides.

Wohl auch weil ich nicht wirklich an Altruismus glaube; ich denke, wir haben eher von Natur aus eine Art Überlebensaltruismus-Programm installiert. Wir Menschen wenden, um überleben zu können, gewisse Strategien an, genannt Sozialverhalten, und lernen, dass wir innerhalb tragender Beziehungen besser leben können, eben nicht nur überleben. So irgendwie ist dann irgendwie dieses Ding namens Liebe entstanden.

Von Natur aus sind wir wohl aber weder gut noch böse, heißt also, wir verhalten uns sowohl lebensfördernd als auch lebensfeindlich, ich denke aber, dass wir von Natur aus, um des Überlebens willen, tendentiell lebensfördernd handeln. Was vermutlich gut ist.

11. Welchen Tipp würdest du jemandem geben, der bloggen möchte?

Nicht nach rechts und links gucken, während du schreibst. Danach aber, also nach dem Veröffentlichen, immer wieder den Kopf heben und mit denen da draußen, rechts und links, ein paar freundliche Worte wechseln – Kommentare genannt. Dient nicht nur dem Netzwerken, sondern auch der Inspiration.

Da ich nicht gut darin bin, Regeln einzuhalten, siehe oben, werfe ich – wie schon bei den früheren Awards – den **Liebsten-Award** wie einen **Blumenstrauß** aus der Hüfte in die Lüfte. Jede und jeder, der in meiner Blogrolle steht, fühle sich bitte angesprochen. Und, ähm ja, bitte auch alle, die ich noch eingefügt habe.

Ich hoffe, mein Strauß findet genau die Richtigen.

Meine Fragen/Themen an euch:

1. Welche Ausdrucksart(en) ist (sind) dir am liebsten und warum?
 2. Würdest du auch ohne Internet schreiben und/oder dich selbst ausdrücken?
 3. Was inspiriert dich? Was motiviert dich zum Selbsta Ausdruck?
 4. Würdest du gerne vom Schreiben/Kunsten leben? Oder, wenn dies bereits der Fall ist: was musstest du unternehmen, damit es so geworden ist?
 5. Wie sähe ein Tag in deinem Leben aus, wenn es so wäre, wie du am liebsten leben würdest?
 6. Erzähle bitte von jemandem, der in deinem Leben Spuren hinterlassen hat. Welche Spuren sind es und warum sind sie für dich wichtig?
 7. Welche Kunstrichtungen sprechen dich als RezipientIn am meisten an (Bücher, Bilder, Theater ... etc.) und warum?
 8. Dürrenmatt oder Frisch? Hesse oder Brecht? Wenn ja, warum nicht?
 9. Wo würdest du wohnen und leben wollen, wenn es weder sprachliche noch finanzielle Grenzen gäbe?
 10. Welche Charaktereigenschaften sind dir an dir und/oder an anderen am wichtigsten?
 11. Über welche Themen würdest du niemals bloggen und warum nicht?
-

Und zum Abschluss hier noch die Regeln für diejenigen unter euch, die den Strauß, den ich gleich in die Luft werfen werde. Sie lauten wie folgt:

- 1. Bedankt euch bei der Person, die euch nominiert hat, und verlinkt sie auf eurer Seite.*
 - 2. Kopiert das Award-Logo in diesem Artikel oder holt euch ein zu euch Passendes aus dem Netz und stellt es sichtbar in euren Award-Blogartikel.*
 - 3. Beantwortet die 11 Fragen, die euch gestellt wurden und veröffentlicht sie in eurem Award-Blogartikel.*
 - 4. Denkt euch 11 neue Fragen für die BloggerInnen aus, die ihr nominieren wollt und stellt die Fragen in euren Award-Blogartikel.*
 - 5. Kopiert die Regeln und stellt sie ebenfalls in euren Award-Blogartikel, damit die Nominierten wissen, was sie zu tun haben.*
 - 6. Nominiert zwischen 2 und 11 neue BloggerInnen, die ihr gerne weiter empfehlen wollt. Das sollten möglichst solche sein, die noch wenig bekannt sind, aber empfehlenswerte Inhalte bieten.*
 - 7. Stellt die neuen Nominierungen auf eurer Seite vor und gebt den jeweiligen BloggerInnen eure Nominierung persönlich bekannt.*
-

Und jetzt! Seid ihr bereit? Hier ist der **Strauss**. Ich werfe ... 3-2-1-loooos!

Na, gefangen?

Beim Tod von Kindern sind wir erstmal sprachlos

Tod und Sprachlosigkeit sind ein bekanntes Gespann. Wenn Kinder sterben Kinder, kommt Hilflosigkeit dazu und macht die Situation schier unerträglich. Um dem Trauerschmerz Raum und Worte zu geben, habe ich ein knappes Jahr nach dem Tod meines Sohnes, vor zwölf Jahren, mit anderen Menschen, die um ein Kind trauern, eine Webseite kreiert.

Beim kürzlichen Relaunch der Seite haben wir neu ein Blog integriert. Heute morgen ist der erste Text einer geplanten Artikelreihe unter dem Sammelbegriff **Trauern im Alltag**, erschienen, einer Reihe, die wir dort in loser Folge publizieren werden (Interviews, Buchbesprechungen, Nachrufe, Erinnerungen, Trostgeschichten etc.).

Claudia vom „Meine Schwester tot und ich hier“-Blog hat mich, unter dem Pseudonym Jana, interviewt und das Interview heute Morgen aufgeschaltet. Hier lang geht es direkt ⇒ zu diesem Interview auf unserer Trauerwebseite. Gerne dürft ihr unsere Seite besuchen und weiterempfehlen.

Unser Ziel ist es, Menschen, die um ein Kind trauern, Raum für ihre Trauer zu geben, ihnen Trost anzubieten sowie Tipps und Links zur Verfügung zu stellen.

Ziel ist es auch, den Tod von Kindern zu thematisieren. Und über den Tod zu sprechen. Über den

Tod, den Verlust, das Loch, die Trauer, den Schmerz.

Denn geteilter Schmerz und geteilte Trauer sind wirklich leichter zu ertragen.

Das Flussnoten-Poster ist da

In den letzten Tagen haben wir unsere Flussnoten-Bilder gesichtet, Bilder, die im Sommer und Frühherbst auf unseren Reisen zu Fuß und auf dem Fahrradsattel am Rhein – von der Quelle bis zum Meer – entstanden sind.

Irgendlink hat aus den ausgewählten 96 Aufnahmen in bewährter Manier ein Poster gestaltet. Das Komponieren der Bildreihenfolge hat uns total Spaß gemacht.

Nein, die Bilder sind nicht chronologisch, aber immerhin zeigt das erste Bild oben links die Rheinquelle am Tomasee, in den Bündner Bergen. Und es gibt unsere vielen visuellen Eindrücke von der Reise wieder.

Halbtransparent darauf liegt das rot eingefasst gezeigte Flusssystem resp. Mündungsgebiet des Rheins, blau darin der Rhein vom Tomasee bis zur Rheinmündung bei Hoek van Holland.

Sichere dir dein Exemplar baldmöglichst.

Limitierte Auflage von 42 Exemplaren

Format: 40 x 60 cm, seidenmatt

Preis: Fr. 43.– resp. € 40.– (plus Versandkosten)

Nummeriert und signiert

Bestellungen bitte an Irgendlink

(Adresse, Stückzahl, eventuell spezieller Signaturwunsch).

Herbstblattgold

Heute male ich das Blog bunt an.

Farbe fürs Gemüt.

Farbe fürs Herz und

Farbe für die Seele.

Am Sonntag wanderten wir auf den Linnerberg und gestern spazierten wir durch Laufenburg, wo Irgendlink das geflügelte Wort 'platanische Liebe' erschuf

In einem Zug zu lesen #8 – Die Spuren meiner Mutter von Jodi Picoult

»Die dreizehnjährige Jenna sucht ihre Mutter. Alice Metcalf verschwand zehn Jahre zuvor spurlos nach einem tragischen Vorfall im Elefantenreservat von New Hampshire, bei dem eine Tierpflegerin ums Leben kam. Nachdem Jenna schon alle Vermisstenportale im Internet durchsucht hat, wendet sie sich in ihrer Verzweiflung an die Wahrsagerin Serenity. Diese hat als Medium der Polizei beim Aufspüren von vermissten Personen geholfen, bis sie glaubte, ihre Gabe verloren zu haben. Zusammen machen sie den abgehalfterten Privatdetektiv Virgil ausfindig, der damals als Ermittler mit dem Fall der verschwundenen Elefantenforscherin Alice befasst war. Mit Hilfe von Alices Tagebuch, den damaligen Polizeiakten und Serenitys übersinnlichen Fähigkeiten begibt sich das kuriose Trio auf eine spannende und tief bewegende Spurensuche – mit verblüffender Auflösung.« Schön und gut, aber dieser Klappentext verschweigt, wie sehr mich das Buch erschüttern wird.

Ja, von der ersten bis zur letzten Seite hat es mich gefesselt, dieses Buch. Und begeistert. Und zu Tränen erschüttert. Nicht zuletzt wegen der gewählten Erzähltechnik: Die Autorin lässt kapitelweise immer wieder eine andere der Figuren in Ich-Form aus ihrer Gegenwart und Vergangenheit erzählen, was mir als Leserin nicht nur tiefen Einblick in die einzelnen Geschichten und deren Zusammenhang mit allen anderen gibt, sondern auch in die Welt der Elefanten. Schon als Kind haben mich diese Tiere fasziniert, doch darüber, dass sie so klug, so sozial und so sehr zu Trauer und Beziehungen fähig sind, wie das die Autorin – durch die Augen der Elefantenforscherin Alice – beschreibt, war mir nicht bewusst.

Trauer und Verluste sind im Grunde die roten Fäden dieses Romans – bei den Menschen ebenso wie bei Elefanten. So stehen Mutterkind-Beziehungen im Zentrum sowie immer wieder auch die Liebe zwischen Menschen und Menschen, Tieren und Tieren, Menschen und Tieren.

Alice' Tagebuch-Stimme erzählt immer wieder vom Elefantenalltag und den Beobachtungen desselben in der Wildnis Afrikas und im später im Reservat in den Staaten. Was ich über das Zusammenleben von Elefanten lese, lässt sich unmittelbar auf die Menschenwelt übersetzen. Jugendliche Elefantenbullen, zum Beispiel, die durch Wilderei ihre Mütter und Väter verloren haben, werden verhaltensauffällig und unverhältnismäßig aggressiv. Weil sie unnatürlich aufwachsen. Bei Elefantenherden ist es die ganze Herde, die das Elefantenkalb aufzieht. Und es sind die Matriarchinnen, die dem Rudel vorstehen. Ein intaktes Rudel, ein intaktes Matriarchat, lässt jedem Kalb genug Zeit und Raum, geborgen und beschützt heranzuwachsen. Ein Kalb wird, nach und nach, als Schwester oder Bruder, in die Aufzucht und Mitverantwortung für die anderen eingebunden, um eines Tages selbst in der Lage zu sein, ein Kalb aufzuziehen. Werden aber Matriarchinnen ihrer Größe und des begehrten Elfenbeins wegen abgeschlachtet, geht mit ihnen gleichsam die Geschichte der Herde verloren, die kollektive Erinnerung. Das Gleichgewicht des Rudels wird gestört und die jungen, zurückgelassenen Tiere wissen nicht oder noch zu wenig, wie das Rudelleben funktioniert. Das Wissen um die Wege zu den Wasserstellen geht zum Beispiel verloren ebenso wie das Wissen um die Zyklen, die Rhythmen des Überlebens in der Wildnis.

Ich schlucke immer wieder schwer beim Lesen und komme nicht umhin, Parallelen zu uns Menschen zu ziehen. Zu all den jungen Menschen, die ohne Leitplanken aufwachsen, zu all den älteren Menschen, die verlernt haben, Vorbilder zu sein.

Das Buch dreht sich aber weit mehr um Menschen als um Elefanten. Um Menschen, die etwas verloren haben, sich selbst, einen lieben Menschen, eine Gabe. Es geht um Menschen, die vermissen und die suchen. Nicht zuletzt auch durch die feine spirituelle Note, die durch das sehr glaubwürdig dargestellte Medium Serenity eingebracht wird, hat mich dieser Roman tief berührt und erschüttert. Und auch wegen der letzten Seiten, dieser Auflösung, mit der ich so wirklich nicht gerechnet hatte, die aber schlussendlich alles Vorherige in einen Zusammenhang stellt und mich besser verstehen lässt.

Vorhin habe ich mich auf der Webseite des **Elephant Sanctuary** in Tennessee umgeschaut, welches im Buch vorkommt. Ein riesiges Reservat, ein Heiligtum für Elefanten, die in Zirkussen oder Zoos gelebt haben und aus unterschiedlichen Gründen schließlich ins Sanctuary übersiedelt wurden, wo sie nun endlich so artgerecht wie möglich leben können. Und ja, auf einmal sehe ich die Elefanten dort mit anderen Augen, sehe ihre Gesichter, ihre Gesten, ihre Haltung anders.

Das Buch ist ein großartiger Herz- und Augenöffner.

Gedanken zur Nützlichkeit

Zweiunddreißig Jahre alt ist er. Seit Jahr und Tag lebt er von Sozialgeld. Eine Ausbildung hat er nie gemacht. Nein, zu dumm dazu ist er nicht. Von außen betrachtet ist er wohl das Inbild des sogenannten Gesellschaftschmarotzers, denn auch die Alimente für seine drei Kinder, von drei verschiedenen Müttern, kann er natürlich nicht zahlen. Er lebt einfach sein Leben. Ohne Beruf. Ohne Arbeit. Ob und dass er mit seiner Lebenszeit etwas anfangen kann, steht hier nicht zur Debatte. Von außen betrachtet ist er, wie gesagt, unnütz für die Gesellschaft.

Aber.

Wäre da bloß nicht immer die überall mitschwimmende Frage nach unser aller Nützlichkeit. Für sich, für andere, für die Welt – Hauptsache, du bist nützlich. Die Frage hängt wie ein allgegenwärtiges Damoklesschwert über uns allen; sie schwingt mit in der Angst vor Überfremdung, die besorgte BürgerInnen auf die Straßen treibt, in der Angst von Eltern, die ein behindertes Kind erwarten und es nicht abtreiben wollen und dem Druck der Gesellschaft kaum standhalten können, in der Angst alter Menschen, die auf einmal nicht mehr alles selbst machen können und auf andere angewiesen sind.

Diese Angst davor, in den Augen anderer nicht mehr nützlich zu sein, ist fatal und destruktiv. Sie geht von einem Menschen- und Weltbild aus, das nach dem Ausleseverfahren funktioniert statt nach dem Solidaritätsprinzip, das besagt, dass die Schwachen von den Starken Hilfe bekommen.

Woher kommt dieser Ruf in uns nach größtmöglicher Nützlichkeit für die Gesellschaft? Ist er die Folge von Erziehung/Konditionierung oder ist er in jedem Menschen programmatisch, genetisch mit dabei? Und wie hängt dieser Ruf nach Nützlichkeit mit Empathie und Altruismus zusammen und wieso lassen wir uns/wieso lasse ich mir weismachen, dass zum Beispiel ein Bild zu malen weniger wert/nützlich/sinnvoll ist, als eine Bilanz oder Statistik zu erstellen, eine Unterrichtsstunde zu halten, ein Essen zu kochen, einen Wocheneinkauf zu erledigen? Nützlichkeit in Geld zu messen ist so absurd. Denn Nützlichkeit und Lebenswert/Lebenssinn sind keine Synonyme.

Ich habe nichts gegen und bin sehr für nützliche, sinnvolle Arbeit, die für die Gemeinschaft getan wird. Sie ist es nicht, die ich hier gemeint habe. Ich glaube, eine wachsende generelle Lebensbe- und -entwertung insbesondere von Schwachen, Alten, Behinderten, Kranken, die von einem Großteil der Gesellschaft ausgeht, zu beobachten.

Wer steuert dieses Denken und wie können wir ihm entgegenwirken?

Die Notwendigkeit von Stille

Von Ksenia Anske

Diese letzten Szenen von TUBE* haben mich ausgelaugt. Wenn ich jeweils mein Schreibwerk des Tages vollendet habe, bin ich leer und brauche Stille, um mich mit meinem kleinen Selbst zu versöhnen, das mir meine Geschichte erzählt, und um darüber nachzudenken, wie ich es am besten darstellen kann, dass (die Geschichte, die ich erzähle) nicht meine sondern Olesyas Geschichte ist. Um für sie zu fühlen, so viel zu fühlen, dass es daneben keinen Platz mehr für etwas anderes gibt. Dazu brauche ich Stille. Stille. Himmel und Bäume und Wind. Einfach nur Platz, um zu sein. Ohne zu reden, ohne eilig wohin rennen zu müssen oder wegzulaufen.

Vor Jahren konnte ich mir einen Ort wie diesen hier nicht vorstellen: einfach nur Frieden. Je mehr ich schreibe, desto weniger greift mich meine Leistungsangst an, desto weniger habe ich Angst davor, was die Leute über mich oder meine Bücher denken werden, desto weniger will ich jemandem etwas beweisen. Ich bin auf dem Weg, mein kleines Ich zurückzuerobern, so wie es sein wollte, als ich frei und wild und sorglos und glücklich war und einfach nur lebendig.

Ob ich nun Käfern beim Kriechen zuschaute und dabei in einem Haufen Dreck saß, (war egal, denn) es machte mich glücklich und ich kicherte. Oder ich hob Steine von der Straße auf, schiele gegen die Sonne und beobachtete die Kristalle in ihnen, sah sie funkeln und konnte mich so stundenlang beschäftigen. Es kümmerte mich nicht, ob es regnete und ich nass wurde oder ob mein Haar so oder anders aussah oder ob mein Körper falsch war oder mein Gesicht oder mein Geschlecht. Als ich auf der Brücke über einen kleinen Fluss lag, beobachtete ich, wie die Wasserläufer auf ihren langen, dünnen Beinen herumrannten und ich dachte, ich könnte das gleiche tun, wenn ich nicht so schwer wäre.

Ich dachte, dass meine Gedanken unglaubliche Wahrheiten waren, die ich alle auf eigene Faust herausgefunden hatte, nämlich dass die Menschen niemals starben; sie wurden einfach nur sehr alt, und wenn sie zu alt wurden, wurden sie wieder jung, und so ging es im Kreis. Und ich staunte über meine Erkenntnis, dass ich mich nie so ansehen können würde, wie es andere Leute taten, wenn ich nicht ständig in den Spiegel schaute – ich dachte über eine ganze Woche nach, starrte auf mein eigenes Spiegelbild und machte Gesichter.

Wenn ich barfuß herumlief, fand ich es so lustig, den Matsch durch meine Zehen fließen zu hören – es machte dieses lustige Geräusch –, dass ich nicht damit aufhören konnte, bis meine Zehen sich verkrampften.

Selbst das Schlafen war Magie, weil Träume kommen würden, und auch das Aufwachen war Magie, weil es einen neuen Tag mit neuen Dingen gab, die ich noch nicht gesehen oder gehört oder gerochen hatte.

Einfach nur sein, ohne Urteil, Zweifel, Furcht, Angst, Schüchternheit, Unentschlossenheit, Sorge, Angst, Müdigkeit, Nachdenken.

Ich spreche nicht über ein bestimmtes Alter. Ich spreche über Momente, die anfangs reichlich waren, und dann schwanden, als ich heranwuchs, und schließlich ganz verschwanden. Sie kommen jetzt zurück. Aus der Stille. Langsam. Einer nach dem anderen. Sie tauchen aus ihren Verstecken auf. Ich muss sie ausreden lassen. Ich muss geduldig warten, nichts tun, nur suchen und zuhören und nehmen, was ich bekomme.

Ich werde mich zurückfordern. Aus dem Nichts. Aus der Stille. Außerhalb des Schreibens.

ksenia anske | fantasy writer
blog | ello | twitter | patreon

Copyright by Ksenia Anske (Quelle/Original), mit freundlicher Genehmigung.

Herübersetzt von Sofasophia

Ohne passenden Titel

Nein, ich werde heute nicht kommentieren, was jenseits des großen Meeres passiert ist. Noch bin ich zu schockiert. Und zu müde. Zu erschöpft. Außerdem können das manche besser (und ja, manche auch schlechter).

Besser ist es wohl, dennoch einen Apfelbaum zu pflanzen, selbst wenn morgen – na, ihr wisst schon – ... (Wobei: Untergehen wird die Welt zwar vermutlich morgen noch nicht. Irgendwann aber schon. Und vielleicht fängt dann alles wieder von vorne an. Oder anders.

Bis dahin lese ich Treibsand, Henning Mankells Memoiren (Essays, nachdem er von seiner

Krebserkrankung erfahren hat). Nährende Texte darüber, was es heißt ein Mensch zu sein. (⇒ Link).

Wobei: Ich möchte manchmal kein Mensch sein. Eine Katze vielleicht. Ja, eine Katze wäre nicht schlecht. Oder ein Baum irgendwo in den Bergen. (Tweet von mir)

Und, falls sich morgen die Welt noch immer dreht, habe ich einen weiteren Artikel von Ksenia für euch vorbereitet.

Ich habe mich zurückgezogen, um im Innen zu suchen

Heute einen weiteren Text von Ksenia Anske, aktueller denn je:

Es gibt keine Pfade, wohin ich gehe, nur Chaos. Es gibt keinen Ton, nur verstümmeltes Rauschen. Es gibt kein Oben oder Unten, kein Links oder Rechts. Ich muss es aus dem Nichts erschaffen und einen Sinn für etwas bilden, das nie als sinnvoll gedacht war, und doch: wenn ich es nicht tue, wird es mich weiterhin jagen, sich an mich heranschleichen. Es wird mich weiterhin von innen auffressen, bis es mich hohl und spröde macht; und ich werde zusammenbrechen wie ein Hautsack ohne Knochen, die ihn halten könnten, sie sind verrottet, das Fleisch längst aufgefressen von (all) den Ängsten, den Zweifeln und dem Selbsthass. Es ist der Weg des Vollendens meiner Reise. Wenn ich endlich in der Lage sein werde, (meine Erfahrungen) zu teilen. Noch bin ich nicht durch, habe aber womöglich die dunkelste Ecke umgedreht.

Ich bin an der Unterseite des Denkens und des Umdenkens, des Träumens und des Wiederträumens, des Entdeckens und des Verlierens und des Wiederfindens jenes schwerfälligen Selbst, das vor langer Zeit verloren und zerrissen und über das Chaos, das sich in mir eingenistet hatte, verstreut worden war. Es ist schwer zu ertragen; es wiegt schwer, und es dreht meinen Weg, den ich gehen will, auf den Kopf; meine Vergangenheit, meine Erinnerungen, meine Geschichte, meine Lebensereignisse, die mich geformt und zerstört und mich von Neuem geformt haben. Vielleicht bin ich auf einer Pilgerreise, tief in meine eigene Psyche eindringend wie in eine Wüste, meine Füße durch den Sand des Unbekannten schleppend, meine Kehle tropfend, meine Augen von der Sonne geblendet, meine Haut täglich aufs Neue verbrannt, um bei Nacht von der Kälte zu erstarren und am Morgen erneut verbrannt zu werden.

Es gibt keinen Platz für etwas anderes an diesem trostlosen Ort. Ich muss da alleine durch. Ich muss nicht finden, was ich zu suchen glaubte, sondern was ich zu mir kommen lassen werde. Und dafür muss ich weiter suchen.

Es beunruhigte mich diese letzten Wochen sehr, mein völliges Desinteresse an allem, was um mich herum geschieht – das Leben meiner Familie, der Freunde, der kleinen Ereignisse in der Welt und die großen. Es ist, als würde ich über sie hinweg gleiten und sie nicht sehen. Auch mag ich nicht sprechen. Ich will nur schweigen und wandern und wandern und wandern, wohin niemand außer mir gehen kann. Und vielleicht fällt diese Wanderung mit dem Schluss von TUBE*

zusammen, als ich an einen Ort gelangte, wo ich mit meinem inneren fünf Jahre alten Kind gesprochen habe und wir zusammen weinten. Und das war nicht genug, es fühlte sich vielmehr wie der Anfang der Rückholung an, (der Rückholung all dessen,) was verloren war. Manchmal bin ich so tief (in mir selbst) drin, dass ich absolut nicht unter anderen Menschen funktionieren kann. Ich kann nicht begreifen, was sie zu mir sagen oder was sie tun und warum es wichtig ist, und oft weiß ich nicht wie antworten.

Ich habe Menschen in dieser Phase ihrer Reise kennengelernt. Ich verstand sie damals nicht. Ich hielt sie für distanziert, für stehengeblieben. Oder ich dachte, sie sind traurig oder deprimiert. Jetzt weiß ich, dass es nichts dergleichen ist. Es ist nicht Unnahbarkeit, nicht Depression. Es ist eine andere Art von Isolation, die Art, durch die man (sich) alleine graben muss, weil das Graben nur von dem getan werden kann, der sucht.

In gewisser Weise teile ich dieses Stadium mit euch von diesem meinem anderen Ende aus, von wo aus nur ich blicken kann. Aber ich denke, ein Teil davon ist bei TUBE geschafft worden, und so verwandelte sich meine Geschichte in eine, die universell ist. Eine Geschichte jeder Frau, die ihr jüngeres Selbst sucht, um sich wieder mit ihm zu vereinigen, nachdem dieses Selbst brutal von ihr abgetrennt worden war. Die Doppelnatur vieler (verrät,) dass wir oberflächlich betrachtet nicht die sind, die wir wirklich in Fleisch und Blut (und in den Knochen) sind. Die Suche nach den (verlorenen) Teilen braucht Zeit, ebenso das Zusammenbauen, das Ausbessern, das Wiedereinsetzen. Ich dachte in letzter Zeit oft an ‚Die Näherin‘, jenes Buch, das ich über ein Mädchen schreiben werde, das andere Leute werden kann, indem sie ihre Kleider kopiert und sie sich anzieht. Die zerbrechliche Natur dieser Buchidee entspricht meine eigene zerbrechlichen Natur, meiner Sehnsucht, mich wieder zusammenzuheften, die Stiche zu Narben zu machen und dieses Narben-Kleid an einen Ort zu hängen, wo ich es sehen und wo es mich an die Kämpfe erinnern kann, die ich gewonnen habe, weil ich am Leben bin. Leider kann ich den Titel ‚Die Näherin‘ nicht verwenden und muss mir etwas anderes einfallen lassen. Es gibt bereits zu viele Bücher mit diesem Titel.

Aber ich verlasse das Thema (allmählich). Das ist gut so. Es sagt mir, dass ich die Schmerzen auf Papier gebannt habe, ebenso die Angst, dass ich, indem ich diese Zeit für mich suchte, irgendwie eine sehr sehr schlechte Mutter, eine schlechte Partner, eine schlechte Was-immer-du-willst gewesen bin. Bin ich nicht. (Doch) ich wusste es einfach nie, weil ich konditioniert worden bin, so zu denken. Verlernen ist schwer. Aber ich mache es. Ein Blog-Post zu seiner Zeit. Ein Buch auf einmal. Wort für Wort, Satz für Satz, Seite für Seite. Fußspuren hinterlassend, so dass ich, wenn ich bereit bin zurückzukehren, sie suchen kann. Und dann weiß ich, wie ich meinen Weg zurück finden kann und wie ich dir (mit)bringen kann, was ich gefunden habe.

ksenia anske | fantasy writer
blog | ello | twitter | patreon

Copyright by Ksenia Anske (Quelle/Original), mit freundlicher Genehmigung.

* Ksenias aktuelles Romanmanuskript

Verdichtung

Beobachten, sagt Dürrenmatt, Beobachten ist ein elementar dichterischer Vorgang. Das vermeintlich Beiläufige, Passive ist folglich nicht nur etwas Aktives, sondern etwas sehr Konzentriertes, Wirksames, Zielgerichtetes.

Ich glaube ja, Dürrenmatt hätte getwittert. Nein, hätte er nicht, weil das bestimmt zu kurzlebig für ihn gewesen wäre. Aber ich glaube, seine Art zu beobachten, entspricht der Art vieler Twitternden. Und ich gestehe, dass ich genau diese Art Twittererei mag: Alltagsbeobachtungen, beiläufig Wahrgenommenes in wenige Zeichen zu verdichten, Kürzestgeschichten zu schreiben.

Auch die Wirklichkeit muss geformt werden, will man sie zum Sprechen bringen. Sagt Dürrenmatt auch. Wird Wirklichkeit also erst wirksam, wenn sie in Worte gefasst wird?, frage ich. Ist sie nur dann wirklich, wenn sie eine Form gefunden hat und womöglich erst dann für uns verständlich, weil in Sprache übersetzt?

Ist letztlich denn nicht jede in Worte gefasste Wirklichkeit – zum Beispiel die Reportage über eine Veranstaltung – immer nur Interpretation; und ist Interpretation noch objektiv? Sind Fakten wirklich Fakten?

Wie objektiv sind, sprechen, schreiben, handeln wir wirklich, sollte das überhaupt unser Ansinnen sein, und sind subjektive Wahrnehmungen weniger wahr als Fakten?

Kurz: Wie verlässlich sind unsere Maßstäbe?

Sind Gefühle, solange ich sie einfach nur wahrnehme, ohne sie zu interpretieren, nicht genauso ehrlich wie ein Litermaß?

Schnitt.

Als ich vor zwei Tagen durch Bern fuhr und kurz bei meinem früheren Wohnhaus anhielt, spürte ich Sehnsucht. Sehnsucht nach dem gelebten, nach dem vergangenen Leben in Bern. Aber halt! Ist Sehnsucht denn nicht bereits Interpretation dessen, was in meinen Eingeweiden vor sich ging, als das Herz höher und farbiger klopfte als sonst und der Bauch ein bisschen vor sich hin murmelte?

Die Erinnerungen trügen. Sie gaukeln vor, dass damals alles ein bisschen einfacher gewesen ist. Sie sprechen von einer Art Unschuld, die ich heute nicht mehr habe. Damals hatte ich weniger

verstanden. Weniger Zusammenhänge. Jedes neue Wissen, das ich meinem Lebensarchiv zufüge, vergrößert meine Verantwortung gegenüber dem Leben, der Welt, vergrößert mein Schuldpotential. Je mehr ich weiß, je mehr ich verstehe, desto mehr Last bürde ich mir auf. Mit jedem neuen Wissen wird das Leben schwerer.

Meine Sehnsucht ruft nach Unschuld, nach Nichtwissenwollen, nach Leichtigkeit, nach Nochmalneuanfangenkönnen sogar, obwohl ich vermutlich nicht wirklich so viel anders machen würde. Oder aber ganz viel.

Ich würde wohl weniger glauben, was andere sagen, ja, das würde ich. Und ich würde wohl weniger glauben, was andere glauben. Und ich würde stattdessen mehr glauben, was ich selbst spüre, was ich selbst erkenne, was ich wirklich sehe – außen ebenso wie innendrin. Und ich würde mir mehr trauen.

Meine Leitungen durchspülen würde ich und den ganzen Müll, der herausgeschwemmt wird, kompostieren. Meine Interpretationsfilter würde ich nullen und meine Werte Neubewerten. Und den Konjunktiv könnte ich vom Hassfreund zum Schrank machen, in welchem ich meine Gedanken, Erfahrungen und Erkenntnisse archivieren würde. Oder auch nicht.

Aber das Leben wäre endlich wieder beobachtbarer. Jedenfalls, wenn da nicht so viel wäre, das mir die Sicht verstellt.

Das Vielleicht-Ding namens Leben

Vielleicht muss man ja die Vergeblichkeit des Lebens akzeptieren um wirklich sinnvoll leben zu können.

Und vielleicht ist Leben eins dieser Puzzles da mit all den vielen kleinen einzelnen Stücken, die überall herumliegen.

In seinem letzten Buch, Treibsand, schreibt Henning Mankell über sein Leben als an Krebs Erkrankter. Er schreibt über Vergänglichkeit und Vergeblichkeit, über Eitelkeiten beim Gedanken an die Nachwelt und er schreibt auch über all die Spuren, die wir für jene legen, die nach uns kommen. Und darüber, wie schnell wir alle vergessen sein werden. Und dass das vielleicht gar nicht mal so schlecht ist.

Vielleicht ist ja manches, das im Leben ist, wie es ist, ein wenig wie mit Javascript? Vorhin, als ich meinen Rechner gestartet hatte, glaubte ich zuerst an eine WordPress-Panne. Mein Editor, in welchen ich diesen Text hier einfügen wollte, zeigte mir nur noch die Text-Version (= html) an, der Kommentarknopf blieb stumm und als ich auf Twitter um Lösungen fragen wollte, blieb auch dort der Textknopf stumm. Also versuchte ich über den neuen WordPress-Editor, den verhassten, zu bloggen, doch selbst dieser tat keinen Wank. Er könne nicht geöffnet werden, weil javascript nicht installiert sei, sagte die Seite, die auftauchte. Javascript ist kurzgesagt eine Art

(Geheim-)Sprache, die interaktive Elemente liest und für uns sicht- und nutzbar macht.

Aber wie soll das gehen? Ich habe doch seit gestern nichts deinstalliert und Java ist auf meinem Browser Standard? Keine Ahnung, wie das geschehen konnte. Nach einigen Recherchen konnte ich über die Browsereinstellungen Java wieder als **true** statt als **false** konfigurieren. Ein einziger Klick in einer verborgenen Welt machte aus einem Nicht-möglich ein Möglich. Ich mag ja solche Metaphern aus der technischen Welt.

Seltsame Hintergrundkonfigurationen haben wir alle. Warum ein Knopf gestern noch ON und heute OFF ist, weiß ich nicht. Ich kenne nicht alle Mächte und Kräfte, die auf mein Leben einwirken. Manche kann ich, wenn ich sie doch irgendwie erkennen kann, beeinflussen, manche nicht.

Darüber dachte ich nach, gestern, im Wald. Und wie es kommt, dass ich an manchen Tagen das Leben ganz okay finde, während ich es an anderen knapp schaffe, sie zu überleben.

Was mir hilft, ist, ein bewusstes Leben im Augenblick zu üben. Tage, an denen ich **bewusst** lebe, fühle, denke, hinschaue, nachspüre, sind anders als Tage, an denen ich versuche wegzufühlen, nicht hinzuschauen, Schmerz von vornherein zu vermeiden. Obwohl bewusste Tage manchmal viel mehr wehtun als unbewusste, hinterlassen sie einen Abdruck, ein Echo. Unbewusste vergehen ungefühlt, stumpfen mich ab, klagen mich zuweilen im Nachhinein sogar an, behaupten, ich hätte sie ignoriert (womit sie recht haben).

Bewusst leben heißt, mir der Vergeblichkeit jeden Strebens bewusst zu sein. Nicht dass ich nicht streben könnte, dürfte, zuweilen wollte, manchmal müsste, aber – und das macht vermutlich den Unterschied – wenn ich weiß, dass letztlich alles vergeblich ist, tut leben weniger weh.

Für Mankell liegt das Einzigartige des Lebens in seiner Endlichkeit, in seiner Einmaligkeit. Ich persönlich teile seine Sicht nicht, dass das Leben mit dem Tod zu Ende geht. Zwar bin ich nicht religiös, das nicht, aber ich glaube dennoch, dass auch der Tod zu den Grundbedingungen des Lebens gehört. Die Rückseite von Hier und von Jetzt. Alles, was ist, ist immer auch sein Gegenteil. So sinnierte ich gestern auf meinem Waldspaziergang.

Erst am Abend entdeckte ich Irgendlinks Artikel über Die schönste Straße der Welt, worin er sich ebenfalls, wie so oft, Gedanken zum Leben macht. Und meinen gar nicht mal so Unähnliche ...

Stummes Gespräch

Wie bereits vor einem Jahr und vor vier Jahren habe ich die Kommentarfunktion dieses Blogs, die ich vor einigen Wochen reaktiviert hatte, vor Kurzem wieder geschlossen.

Manche schlucken leer, wenn man auf einem Blog, auf einer Webseite, in einem sozialen Medium NICHT kommentieren kann. Es sei wie Einbahnstraße, man fühle sich ausgeschlossen, hörte ich

schon sagen. Denn schließlich sei das doch der Sinn sozialer Medien: Dass man miteinander ins Gespräch komme.

Ja. Aber. Mich macht dieser Kommentierdruck erneut so müde. »Nicht alles was gedacht werden kann, muss auch gesagt und geschrieben werden«, schreibt [Tinacor](#) im gestern hier [im Blog zitierten Artikel](#).

Natürlich soll/darf/kann ich mir zu etwas Gedanken machen, das jemand geschrieben hat. Dafür wurde es ja veröffentlicht. Doch was ich darüber denke, muss ich ja nicht um jeden Preis in eine Kommentarspalte schreiben. Kann ich, muss ich aber nicht. (Auch nicht aus Gründen wie Mitleid, weil bisher noch niemand etwas dazu geschrieben hat.)

Ich habe für mich beschlossen, weniger zu kommentieren. Oder vielleicht gar nicht mehr. Welche Kriterien ich anwenden werde, weiß ich noch nicht so genau. Vielleicht werde ich nur noch kommentieren, wenn mein Kommentar ein fortlaufender Dialog zur Person, der ich einen Kommentar schreibe, darstellt.

Oder aber ich kommentiere nur noch, wenn ich etwas Lustiges auf den Lippen habe oder etwas Wesentliches erkannt habe. Wobei hier bereits meine Augenbrauen hochrutschen, denn genau das meinen wir ja alle, wenn wir kommentieren: Dass die Welt auf unsere glorreiche Erkenntnis gewartet hat.

Als ich neu bei Twitter war, war ich noch richtig im Kommentareschreibemodus drin, wie er ja hier in der Blogosphäre üblich ist. Dass Twitter eher Monolog und somit eine eigene Kunstform des Wortspiels ist und des rhetorischen Fragens, habe ich erst allmählich gemerkt.

Und ja, natürlich gibt es auch jene Tweets, die bewusst für den Dialog geschrieben werden. Und jene, die sich um Befindlichkeit oder Politik drehen. Das hängt von der jeweiligen Filterblase ab.

Immer öfter jedoch lese ich Twitter wie eine Art Buch (von der Like- und Retweet-Funktion einmal abgesehen).

Es ist wirklich nicht so, dass mich eure Gedanken zu meinen Texten grundsätzlich nicht interessieren. Eher ist es so, dass ich meine Blogtexte so ähnlich wie die Seiten eines Buches verstehe. Ihr lest sie, wenn und wann immer ihr sie lesen mögt. Und ihr dürft euch auch gerne dazu Gedanken machen. Da, wo Gedanken wohnen. In eurem Inneren. Ich glaube nicht, dass wir alle etwas verlieren, wenn wir weniger kommentieren, aber wir gewinnen wieder mehr Ruhe.

Danke. Fürs Lesen.

»Viel mehr als Traurigkeit« – Depression und das Leben mit ihr

Gestern habe ich mir auf **zdf** die Sendung 37 Grad angeschaut. Viel mehr als Traurigkeit hieß die gestrige Folge. Schon im Vorfeld war auf Twitter darüber gesprochen worden, denn die Sendung

porträtiert zwei depressive Twitternde. Leider ist auf Twitter neulich einmal mehr über Depression gespottet worden. Über das heutige Mimosentum. Über eine Gesellschaft, die nichts mehr abkann.

Jana Seelig aka @isayshotgun und Uwe Hauck aka @bicyclist, die über ihr Leben als Depressive twittern, haben in Viel mehr als Traurigkeit über ihren Alltag, über ihr Zuweilen-Nichts-Fühlen, über die Krankheit, über Hoffnungen und Ängste gesprochen. Ich bin dankbar, dass sie das getan haben und bewundere ihren Mut.

Was mir im Kontext mit diesem Film endlich klar geworden ist: Jede Depression hat ein anderes Gesicht. Bei manchen fängt es erst später an, bei manchen früher; fast jeder zweite Mensch hat in seinem Leben mindestens einmal eine depressive Episode. Bei den meisten bleibt es dabei, bei anderen kommt der Schwarze Hund, das Monster, immer wieder. Und Medikamente, ja, die helfen. Manchmal. Nicht allen. Nicht immer. Vor allem hilft der Placebo-Effekt. Aber auch der nicht immer.

Manche spotten leider über Depressive.

Manche verstehen nicht. Viele geben Tipps, ohne zu wissen, wie es wirklich ist, wenn nichts mehr geht. Auch hängt über der Krankheit eine schier undurchdringliche Schamwolke, die auch mich daran gehindert hat, hier bisher deutlicher davon zu sprechen, dass ich eine Betroffene bin.

Manche glauben, dass Depressive selbst dran schuld sind, weil sie ... Manche denken, dass man nur auf die Zähne beißen muss und dann wird alles wieder gut.

Manche glauben sogar, dass man nur das Richtige denken, glauben, wissen muss, damit es gut wird.

Ach, wenn es so einfach wäre ... und wenn wir Betroffenen doch denen, die zu wissen glauben, was für uns gut ist, weniger Gehör schenken würden.

Ach, Konjunktiv!

Die Rolle, die Aufgabe, die Botschaft von Uwe Haucks Frau Sibylle hat mich aufgerüttelt:

Was macht die Depression mit unseren nächsten Mitmenschen? Wie schwer belasten wir unsere Partner, Partnerinnen, Freundinnen und Freunde? Und lastet auf ihnen nicht die subtile Erwartung, dass sie für uns Depressive so etwas wie die WunderheilerInnen sein müssten? Anders gefragt: Lastet auf ihnen nicht der latente Anspruch, dass sie zu wenig gut sind, wenn wir wieder eine depressive Episode durchwandern? Wie gehen sie mit dieser Belastung um, die wir Depressive für sie sind? Für Depressive, die keine Freundinnen und Freunde habe, stelle ich es mir noch brutaler vor.

Vereinsamung ist ja das Huhn und das Ei innerhalb der Depression: Ziehen wir uns zurück und vereinsamen wir, weil wir depressiv geworden sind, oder sind wir einsam und werden deshalb erst depressiv? Da capo al fine.

Kurz und gut: Wir tragen Verantwortung füreinander.

Oder wie es Uwes Frau Sibylle sagt: »Wir profitieren auch von Uwes Krankheit, weil wir in Tiefen eindringen können, wo normalerweise Menschen wahrscheinlich gar nicht hinkommen.«

Drüberreden hilft – Depression im Alltag

Nach der vorgestrigen zdf-Sendung **Viel mehr als Traurigkeit** (siehe gestrigen Blogartikel) habe ich mir zwei Apps für Depressive geladen. Die eine, Arya, wurde im Film, resp. nachträglich auf Twitter, empfohlen und ist eine Art Stimmungstagebuch. Bei beiden Apps beschreibt man seinen aktuellen Zustand ein- bis mehrmals täglich. Bei beiden Apps klicke ich zurzeit jeweils das 'Mir geht's mittelmäßig'-Emoticon an. (Die zweite App heißt übrigens Moodpath.) Wobei: Würde ein gesunder Mensch ohne Vorwarnung aus seiner Haut in meine fahren, würde er das vermutlich eher nicht so kuhl finden. Ich vermute nämlich, dass mein normaler Nullpunkt, könnte man ihn denn messen, tief unter dem Nullpunkt einer/s Nicht-Depressiven liegt. Stichwort Leidensgewöhnung.

Die Depression ist eine persönliche (und wohl auch gesellschaftliche) Reaktion oder Antwort auf all die Diskrepanzen, die ich im Leben erkenne. Mich erdrückt zuweilen und ich leide daran, dass ich all die Erwartungen, die ich an mich, die ich ans Leben habe, nicht erfüllen kann. Ich habe den Hoffnungsvorrat – darauf, dass es sich je ändern könnte –, allmählich aufgebraucht. Andererseits füllt sich dieser Vorrat zuweilen aus irgendwelchen, in mir schlummernden Quellen und aus unerfindlichen Gründen wieder auf. Vermutlich, weil das Leben so funktioniert. Stichwort Selbstheilung.

Und ja, ich glaube, dass es eher heilsam als kontraproduktiv ist, über Depression zu reden und zu schreiben. Das Argument, dass dadurch, dass ich drüber rede, alles nur noch schlimmer werde, weil ich dadurch ja ständig über das Thema, über die Krankheit, nachdenke, entkräfte ich so: Eine Wunde, die du ignorierst, blutet ja nicht weniger, wenn du sie nicht anschaust.

Depression ist eine Krankheit. Wie ein chronischer Herzfehler vielleicht, oder wie ein Bandscheibenschaden. Etwas, das bei guter Behandlung nicht unbedingt die Lebensqualität beeinträchtigen muss, jedenfalls nicht immer. Aber eben: Dieses Etwas ist da. Und geht nicht davon weg, dass wir es ignorieren oder totschweigen.

Drüberreden hat dazu den Nebeneffekt, dass ich lerne, dazu zu stehen, dass ich bin, wie ich bin. Und dass meine Umgebung sensibilisiert wird für meine Symptome und für die Tatsache, dass das Leben nicht ideal ist. Dass ein Mensch keine Maschine ist. Auch dass die Berührungsängste meiner Mitmenschen gegenüber dem Thema schwinden können, ist ein möglicher Effekt und dass Nicht-Betroffene, jene Menschen, die depressiv sind, anders als nur als Versager, Opfer, Unfähige betrachten lernen. Sind wir nämlich nicht. Wie sagte Herr Bock noch mal so schön? 'Als depressiver Mensch kannst du alles, nur nicht einfach so. Und schon gar nicht immer. Und manchmal gar nicht.'

Und dass ich immer mal wieder über den Zusammenhang zwischen Hochsensibilität und Depression nachdenke, verwundert euch sicher nicht.

Zentrifugalkraft

Es dreht sich das Karussell und nimmt uns mit.

Dreht uns im Kreis. Im Kreis, im Kreis. Immer im Kreis.

Manche kreischen.

Da ist ganz viel Lärm in mir drin.

Und da sind Ängste, die mit Kirmesgewehren herumballern.

Noch lachen alle. Jubeln. Kreischen lauter. Rufen schneller.

Schneller, schneller, und lauter und wilder und mehr, mehr, mehr.

Da. Auf einmal fliegen die ersten heraus. Schließlich immer mehr.

Nur die ganz Starken, jene, die ein paar Tricks kennen, um der Schwerkraft zu trotzen, und die mit den spitzen Ellbögen können sich halten. Sie drängen sich in die Mitte.

Am Rand steht bald niemand mehr.

Da draußen, am Boden, liegen schon ganz viele.

Mehr oder eher weniger frei?

Heute möchte ich euch zwei wichtige Texte ans Herz legen.

Bei beiden geht es im Grunde um die Erkenntnis, dass wir weit weniger frei sind als wir es möchten. Und darum, wie wir subtil manipuliert werden, um auf bestimmte Arten zu denken, zu handeln und zu wählen.

Im ersten geht es um Big Data, um das, was wir tagtäglich an Spuren hinterlassen ob wir es wollen oder nicht, ob wir was machen oder es lassen. Und was damit gemacht werden kann. Könnte.

Hast du zum Beispiel gewusst, dass zehn deiner Likes reichen, um zu zeigen, wie du tickst?

1.) Ich habe nur gezeigt, dass es die Bombe gibt

(Quelle: Das Magazin)

Im zweiten Text geht es darum, wie wir nach und nach vom Ich befreit werden sollen. Und um das Dunbar-Dorf und unsere beschränkte Kapazität zur Beziehungspflege.

2.) Die Befreiung des Ich

(Quelle: Frau Meike sagt)

Das Ungleichnis vom Autobahntroll

Gestern Nachmittag. Ich fahre auf der A35 von Basel nordwärts Richtung Haguenau. Mein Ziel ist,

wie immer einmal monatlich, das einsame Gehöft des Liebsten unweit der französischen Grenze, im Süden von Rheinland-Pfalz. Wie immer fahre ich durch Frankreich. Eine Strecke, die sich inzwischen fast wie von selbst fährt, jedenfalls, wenn das Wetter okay ist.

Kurz vor Colmar, es ist halb zwei, wechsele ich wegen der vielen Brummis und des dichten Verkehrs auf den Überholstreifen, wie es vor mir die meisten Personenwagen tun. Da in Frankreich und der Schweiz ja keine Rechtsfahrpflicht gilt, bleibe ich dort, denn das Reinraus, das manche veranstalten, stört meines Erachtens den Verkehrsfluss eher als dass es ihn fördert. Außerdem sind die Lücken zwischen den Brummis zu kurz als dass es sich wirklich lohnt. Obwohl als Höchstgeschwindigkeit hundertdreißig Stundenkilometer kommuniziert sind, fahren alle vor mir weniger schnell. Immer wieder scheren nämlich Brummis aus, um ihre Vorbrummis zu überholen. Brummirennen nenn ich das. Oder Elefantenrennen.

Ich fahre konzentriert, höre dabei Musik und halte mindestens eine Wagenlänge Abstand zum Auto vor mir, um potentielle Bremsreaktionen abfedern zu können und nicht plötzlich im Heck meines Vorfahrers zu landen. Bremsweg und so. Durchschnittsgeschwindigkeit des Autotrosses sind also ungefähr hundert bis hundertzwanzig Stundenkilometer. Mittleres Verkehrsaufkommen. So fließt es sich aber eigentlich ganz gut.

Jedenfalls bis hinter mir im Rückspiegel ein fetter Mercedes-SUV auftaucht und so nahe an mich aufschließt, dass ich denke: Hoffentlich muss ich nicht unvorhergesehen bremsen (siehe Galerie unten: erstes Bild). Zugegeben, solche Typen nerven mich, aber ich habe mir inzwischen abgewöhnt, mich über sie allzu sehr zu ärgern. In der Regel lasse ich sie bei passender Gelegenheit überholen. Oder eigentlich nur noch bei sehr-sehr passender Gelegenheit, denn ich habe echt keine Lust mehr, für nervende VerkehrsteilnehmerInnen meine Ruhe zu opfern und unnötig zu beschleunigen und Bußen zu riskieren. Wenn es passt, lass ich sie natürlich schon vorfahren, aber ich quetsche mich nicht mehr extra für ungeduldige und rasende FahrerInnen in winzige Lücken, für die ich abbremsen müsste. Also bleibe ich auch heute, wie all die Autos vor mir, auf der Überholspur. So weit so gut.

Auf einmal bremst das Auto vor mir brüsk ab. Für mich kein Problem, da ich genug Abstand halte, dennoch muss ich bremsen. Das Problem hat nun der Graue SUV mit Kennzeichen **F 405 AK J67** (siehe letztes Bild in der Galerie). Er muss sehr brüsk bremsen und straflichthupt mir zu. Doofmann!, denke ich, und fahre weiter wie gehabt. Als es ein bisschen lockerer wird, kann ich sogar wieder hundertdreißig Stundenkilometer fahren, halt so schnell, wie es die Situation zulässt und die Autos vor mir möglich machen. Noch immer hat es Brummis. Darum bleiben die meisten vor mir auf dem linken Streifen.

Endlich tut sich hinter den Brummis, die ich gerade überhole, eine Lücke auf, die der Graue SUV für ein Rechtsüberholmanöver nutzt um sich dann in die kleine autolange Lücke vor mir einzufädeln. Fast berührte er die Chassis meines Autos. Logisch, dass ich darum heftig auf die Bremse muss, was wiederum den hinter mir in Stress versetzt. Zum Glück hält der aber genug Abstand. Ich lichthupe nun auch den vor mir an. Kindisch zwar und sinnlos, aber menschlich.

Ganz schön gefährlich, was du da machst!, denke ich und fahre weiter. Will heißen, ich will weiterfahren. Kann ich aber nicht, denn jetzt fängt die Trollerei erst richtig an. Der Graue SUV fährt nun nur noch etwa hundert Stundenkilometer, obwohl vor ihm freie Bahn ist. Kurz gesagt: Er bremst mich absichtlich aus.

Blödmann!, denke ich, und wechsele nun doch die Fahrspur, weil ich solche Spielchen nicht leiden kann und weil es jetzt nicht mehr so viel Verkehr hat. Colmar liegt hinter uns. Ich habe nicht mit dem Grauen SUV gerechnet. Der wechselt auch. Direkt vor mich. Ich muss wieder brüsk bremsen.

Mann-mann-mann! Noch immer bin ich so naiv, dass ich mir sage, dass der einfach nur ein bisschen spielen will und nun sicher gleich aufhört. So versuche ich ihn via Überholspur loszuwerden, zumal nun, wie gesagt, der Verkehr lockerer geworden ist und man gut aneinander vorbeikommen könnte. Denkste! Wieder wechselt er vor mir die Spur und lässt mich nicht vorbei. Wieder muss ich brüsk bremsen.

Ich fahre also wieder auf die Normalspur. Diesmal oder vielleicht auch erst beim nächsten Mal – es wiederholt sich ein paar Mal, ich will ihm schließlich ausweichen – lasse ich ein Auto zwischen uns kommen. Doch der Depp lässt sich nun demonstrativ von diesem Auto überholen, damit wieder nur noch er und ich in diesem idiotischen Spiel sind.

Mir ist es längst zu blöd. Keine Ahnung, wie ich anders reagieren könnte. Schließlich lasse ich mich regelrecht zurückfallen, lasse viele Autos zwischen uns kommen, und bin ihn so endlich los. Auf der Raststätte Koenigsbourg muss ich dringend stresspinkeln und mich beruhigen. Ich zittere, Adrenalin strömt durch meine Blutbahnen (oder wo auch immer), und ich bin zu gleichen Teilen wütend und traurig.

Schnell wird mir klar, dass das hier, das eben Erlebte, ein Abbild der Gesellschaft ist.

Nein, ich habe den SUV-Fahrer nicht absichtlich provoziert, aber ich habe mein Ding gemacht, bin in meinem Tempo gefahren, rücksichtsvoll und zielstrebig, aber offenbar hat das Unabsichtliche gereicht, ihn gegen mich aufzubringen. Selbst wenn ich weniger Abstand zu meinem Vordermann gehabt hätte, wäre mein Hintermann nicht wirklich schneller ans Ziel gekommen. Hätte ich ihn vorgelassen (und das habe ich ja schlussendlich), hätte er das gleiche Spiel mit jedem vor ihm gemacht und wäre mit Engaufschließen und Lichthupen weiter und weiter voran gerast. Vermutlich hat er das auch getan, nachdem er von mir abgelassen hat. Und vermutlich lebt er genauso und kommt damit gut zurecht, weil ihn die Leute, dem Frieden zuliebe, vorlassen und oder oder es nicht wagen, sich mit ihm anzulegen. Wieso lassen wir solche Menschen gewähren? Was könnten wir tun?

Ich mag mich doch für mein korrektes Verhalten nicht rechtfertigen müssen. Auch will ich mir nicht von andern diktieren lassen, wie schnell ich fahren soll. Jedenfalls nicht, solange ich mich korrekt verhalte und niemanden gefährde,

Stell dir vor, ich wäre der männliche Flüchtling, der eine hiesige Frau eine Sekunde zu lange

anschaut. Oder ich wäre die Linke, die dem Nazi im Einkaufsladen eine Sekunde im Weg steht. Ich wäre ... ach, es gäbe viele Beispiele. Hier geht es um willkürliche Gewalt, um absichtliche Schikane, darum, Gefahren für andere auf sich zu nehmen, um einen Menschen auszubremsen.

Seine Motive, die Motive von Trollen, sind mir schlicht unklar. Ich gestehe, meine geheime Hoffnung in solchen Momenten ist die Nacherziehung, die Hoffnung, einen anderen – in meinen Augen fehlprogrammierten – Menschen, zum Nachdenken zu bringen. Aber eigentlich wüsste ich ja, dass das nichts bringt. Dass solche Idioten zu sehr von ihrer Art zu handeln überzeugt sind, als dass sie ihr Handeln reflektieren würden.

Um nicht ebenso kindisch, biblisch, dogmatisch, fanatisch zu reagieren – Aug' um Auge, Zahn um Zahn –, müsste ich eine bessere Strategie kennen. Im Leben ebenso wie auf der Straße.

Im konkreten Fall denke ich über eine allfällige Anzeige nach. [Doch reichen meine Fotos und die beiden Filmchen denn als Beweise? Und wo müsste ich das machen? Schweiz? Frankreich? Deutschland da EU?] Außerdem will ich doch nicht für einen Idioten wie diesen SUV-Fahrer soviel Energie aufwenden, die ich ja gar nicht habe. Doch genauso denken die meisten von uns. Dann regen wir uns wieder ab und alles geht genauso weiter wie zuvor.

Kurz taucht die Frage auf, ob ich um mein Leben – oder doch um meine Ruhe – bangen müsste, wenn ich dem Idioten eine Buße verursachen würde?

Auf dem weiteren Weg denke ich über die Kräftespirale nach, über die der Liebste schon oft in seinen Blogs geschrieben hat. Kräfte und Gegenkräfte, die sich gegenseitig hochschaukeln. Und am Schluss hat doch niemand gewonnen.

Habe ich etwas gelernt? Vielleicht, dass man Trolle nicht ausbremsen kann? Nein, ich mag einfach nicht akzeptieren, dass es solche Arschlöcher gibt, gegen die man nichts tun kann.

Er hat vermutlich erst recht nichts gelernt, außer, dass schlussendlich jeder seiner Dummheit weicht, außer er oder sie lasse sich auf einen Krieg mit ihm ein.

Sag mir, wie du dich im Straßenverkehr verhältst und ich sage dir, wer du bist.

Ja und Nein und das Etwas mittendrin – neuaufgelegt

Heute reblogge ich mich selbst. Vor fast genau zwei Jahren habe ich den folgenden Blogartikel geschrieben. Gefunden habe ich ihn vorhin, weil ich nach dem Namen der jährlich stattfindenden Ausstellung gesucht habe, die wir heute besuchen werden. Baz'Artopie heißt sie und findet im lothringischen Meisenthal statt. Sie ist ein Mix aus Ausstellung und Weihnachtsmarkt. Ich bin gespannt, mit welchen Eindrücken wir heute nach Hause kommen werden.

Und nein, der nachfolgende Text hat nur indirekt mit der Ausstellung zu tun.

Eine der vielen Herausforderungen unserer Leben besteht für mich darin, manche Dinge als unabänderlich zu akzeptieren. Vergangenheit zum Beispiel. Oder die Richtung des Wassers, in die es fließt, und wie es die Steine schleift und formt.

Naturgesetze erkennen wir daran, dass sie für alle gleich sind, weder gut noch böse. Einfach da. Gegeben. Eine Grundbedingung unserer physikalischen, unserer materiellen Welt. Einzig sich selbst gehorchend.

Doch warum das Wasser manchmal so leise und manchmal so laut fließt, immer wieder anders, nach Regen, vor Regen, bei Wind, bei Sturm, Ebbe und Flut – wer kann es verstehen? (Wirklich meine ich.) Und können wir die Gewalt der Natur, auch wenn sie scheinbar willkürlich waltet, so ohne Zaudern bejahen, zumal es uns nie gelingen wird, sie zu beherrschen? Selbst alle Dämme und Deiche der Welt vermögen Wind und Sturm nicht zu stoppen.

Ist der Wind darum böse, uns feindlich gesinnt? Ich sage: Nein. Weder Wind noch Feuer, Erde, Sonne und Regen haben gute oder böse Absichten. Sie gehorchen nur ihrem Sein. Sie sind das, was sie sind.

Sollen wir uns den menschengemachten Regeln und Gesetzen gleich vertrauensvoll beugen wie denen der Physik? Sollen wir? Dürfen wir überhaupt? Müssten wir nicht unterscheiden und werten, wem sie dienen, bevor wir ihnen vertrauen? Wohin allzu vertrauensvoller Gehorsam führen kann, wissen wir längst.

Vieles schmeckt mir nicht, aber weil ich hungrig bin, esse ich es doch. Weil es einfacher, billiger und bequemer ist, als mir etwas besseres zu suchen. Aber ich gestehe es: vieles was ihr mir vorsetzt, ist mir zu salzig. So salzig, dass ich dennoch nicht aufhören kann, es zu verschlingen, obwohl es meine Geschmacksknospen beleidigt. Ich weiß und ich merke, dass es mir nicht gut tut, aber etwas in mir, etwas, worüber ich keine Kontrolle habe, ruft nach mehr. Will mehr. Es hat viele Namen, das Etwas, das Phänomen. Ich nenne es Glutamat. So heißt es manchmal. Auch. Aber nicht nur. Das Etwas mit den vielen Namen hat auch viele Gesichter. Für viele heißt es auch Normalität. Ja, klar, auch ich bin normal. Wenn auch ein wenig anders normal als die normalen Normalen, die das Etwas von Herzen lieben. Dieses Etwas, das sie auf dem Mainstream hält, weil es da so einfach ist.

Nein, wenn man nur schnell genug mitläuft, ist es kein Problem. Wenn man nur schnell genug schlingt, schnell genug springt, schnell genug arbeitet, schnell genug rennt, schnell genug Ja sagt, schnell genug leistet, schießt, trinkt, mitschreit, mitmacht, mitläuft. Mitten drin im guten alten Großen Hamsterrad. Die Große Masche. Die Straße der normalen Norm ist schmal geworden. Rechts und links vom Mittelstreifen, wo früher breite Wege waren, ragen nach ein bisschen Teer und Beton schon bald scharfe Ränder aus der Erde. Sie schneiden tief, wenn du drauf trittst, und

werfen dich aus der Bahn. Einmal draußen, auf dem grünen Streifen – wo es sich sehr angenehm liegt, wenn du ehrlich bist – ist es schwer, wieder ins Hamsterrad zu kommen. Erstens weil dieses immer schneller dreht, zweitens weil du merkst, dass du es nicht mehr willst. Nicht das Rad, nicht das Tempo, nicht das Etwas. Obwohl du weißt, dass du es solltest. Du kennst ja nichts anderes. Und du weißt ja, dass du, wenn du im Großen Hamsterrad mitrennst, vom Großen Hamster Ende Monat Futter bekommst. Damit deine Backen nie leer werden.

Da. Nimm noch ein bisschen Etwas. Hier. Schau. Es hat genug. [Es ist billig. Da drüben steht die Fabrik. Die Rohstoffe sind einfach hergestellt, vollsynthetisch.] Da, nimm.

Zu salzig!, sagst du. Aber nein, doch nicht salzig. Das muss so! Ehrlich. Glaub mir, das hier ist der Geschmack der Menschen. So wollen sie es. Sie lieben es. Iss!

[Es ist eben nicht alles ein Naturgesetz, was schon immer irgendwie so und nicht anders funktioniert hat.]

Ungekünstelt

Neulich hat Jürgen Küsters Alterego Buchalov über Zufall gebloggt. Darüber, dass ihm da, beim Bild unten, ein Fehler unterlaufen sei. Der zweite Druck mit der Farbe Orange sei nicht genau an die vorgegebene Markierungen gelegt worden. Erst habe er über das Ergebnis geflucht und sich geärgert. Irgendwann muss wohl die Einsicht gekommen sein, dass das Ergebnis doch eigentlich ziemlich gut geworden ist.

UnArt nannte ich solche Bilder in einem Kommentar.

Zufällig oder absichtlich entstanden? Dass der Zufall mitspielt und nicht jede Pinselstrichwirkung voraussehbar ist, wissen wir längst. Auch, dass aus vermeintlichen Abfallprodukten durch Wiederverwendung Gefälliges oder gar richtig Kunstvolles entstehen kann. Ja, darüber, was Kunst ist, habe ich hier, im Blog, schon wiederholt nachgedacht. Ein endloses Thema.

Manchmal fühlt sich das Leben für mich jedenfalls an wie das obige Bild von Jürgen Küster. Mehrere Schichten, die eigentlich synchron, kongruent, deckungsgleich, verbunden sein sollten – jedenfalls nach Plan des Kunstschaffenden –, es aber aus irgendwelchen Gründen nicht sind. Auf dem Bild hier sieht das scheinbar Missglückte toll aus, in mir drin fühlt sich das allerdings eher schief an, unausgewogen, schwindligmachend.

Bildbearbeitungsprogramme wie GIMP & Co. ermöglichen es, verschiedene Bildebenen übereinander zu legen. Für Bildmontagen nutze ich diese Technik regelmäßig.

Im echten Leben mag ich Ebenenverschiebungen nicht wirklich. Obwohl Leben ja auch irgendwie Kunst ist. Oder eben doch eher UnKunst?

Ein Kunstaussflug nach Meisenthal – Nachlese

Am letzten Samstag besuchten Irgendlink und ich nach einem schönen herbstwinterlichfrühlinghaften Spaziergang zum Lemberger Wasserfällchen das Städtchen Meisenthal. In der früheren Glasbläsermanufaktur fand auch dieses Jahr eine kleine Kunstaussstellung statt.

Anschließend spazierten wir ins Kulturhaus der Künstlergruppe Artopie und genossen die kreative Vielfalt der Meisenthaler KünstlerInnen. Im Verkaufsbazar, Baz'Artopie, staunten wir über die Fülle und erfreuten uns am Humor in all den vielen kleinen und großen Kunstwerken.

Was nix kostet, ist nix wert

Den Spruch im Titel habe ich das erste Mal gehört als ich vor etwa fünfundzwanzig Jahren, als junge Buchhändlerin, eine Weihnachtsaushilfe übernehmen sollte. Die Geschäftsführerin sagte ihn bei den Lohnverhandlungen. Ich hatte mich vermutlich mal wieder unter meinem Wert verkaufen wollen und wir haben uns vermutlich irgendwo geeinigt; wo habe ich natürlich längst vergessen. Die Stelle war wohl ziemlich stressig, so meine Erinnerung, und ich habe vermutlich einen okayen Lohn bekommen. Ist lange her und bereits sepiafarben im Erinnerungsschublädchen irgendwo in meinem Kopf abgelegt.

Ich gehöre ja zu denen, die am liebsten alles gratis hergeben würden. Und ja, ich gehöre auch zu denen, die am liebsten alles gratis bekommen würden. Dann wäre mir das doofe Geldding nicht immer im Weg. Es bräuchte in meiner utopischen Welt keine Währung und alle hätten alles und Zugang zu allem. Auch alle Ideen wären frei. In meinem Utopia gäbe es weder Neid noch Vergleiche, weil wir dazu keinen Grund hätten, dafür gäbe es ganz viel Solidarität. Leute, die allein sein wollen, würden in Ruhe gelassen und nicht zum Miteinander gedrängt. Andere, die lieber nicht immer alleine wären, fänden Anschluss an Gleichgesinnte. Undsoweiterundsofort. Und ja, natürlich, würde es allen gut gehen und alle wären zufrieden und freigebig.

Steckt womöglich hinter meiner fixen Alles-gratis-Idee der Gedanke, die Angst gar, dass meine Produkte – Texte, Bilder etc. – sowieso nicht markttauglich, nicht gut genug, für andere sowieso nicht interessant und sowieso wertlos sind (siehe Titel)? Und ist, was kostenlos ist, wirklich weniger wert als was kostet?

Wir Bloggerinnen und Blogger verschenken immer wieder ganz viel unserer Zeit, ganz viel Herzblut, ganz viel Arbeit, ganz viel Energie, Wissen, Können, Wollen, Freude, wenn wir einen Blogartikel schreiben. Wir tun das in erster Linie, weil wir es gerne tun. Weil wir das tun wollen. Weil wir denken, etwas zu sagen zu haben manchmal sogar und weil wir womöglich auch ein Quäntchen Sendungsbewusstsein in uns drin haben. Dennoch ist es grundsätzlich so, dass wir

teilen, dass wir verschenken. Ich jedenfalls.

Heute fand ich ein Blog mit einer Paywall, einer Zahlschwelle. Eigentlich keine schlechte Idee. Wer einen Monat Zugang will, zahlt 4.99 €. Die ersten drei Tage sind gratis. Ambivalent ist es dennoch. Wird das die Zukunft sein? Wird es bald zwei Blogklassen geben, die wertlosen, kostenlosen und die kostbaren, bezahlten?

Ihr alle hier, die ihr dieses Blog lest, sagt mal gaaanz ehrlich: Würdet ihr – rein hypothetisch – für kommende Artikel zahlen, falls es sie auf einmal nicht mehr gratis gäbe?

Ich bezweifle es. Ihr würdet das Blog einfach nicht mehr besuchen. Oderrr?

Psst, allfällige materielle Dankeschöns fürs mein diesjähriges Blogherzfutter sind zurzeit hoch und herzlichst willkommen. Hier lang gehts zum Spendensparstrumpf. Das Passwort gibts hier (Mail an mich).

Was zählt und warum

Mein letzter Blogartikel hat eine spannende Diskussion ausgelöst. Ich danke euch allen, die dazu beigetragen haben.

Zu eurer Beruhigung: Ich habe keineswegs vor, zukünftig hier für meine Artikel Geld zu nehmen, das möchte ich nochmals klarstellen. Meine Frage war rein hypothetischer Natur, da ich mir zurzeit sehr viele Gedanken über verschiedene Bereiche und Formen von Werten und Wertschätzung mache; Selbstwertschätzung, Fremdwertschätzung, Ausdrucksformen von Wertschätzung, Marktwerte von Menschen und Dingen wie Dienstleistungen und Kunstobjekten.

Auf Instagram hat mir heute eine Followerin ein wunderbares, ganz und gar unerwartetes Kompliment gemacht. *»...es git uf ganz insta nüt wo mir besser gfallt als dini siite! so guet dini gedanke und fotos.... lg yvonne«* [Übersetzung: Es gibt auf ganz Insta(gram) nichts, das mir besser gefällt als deine Seite. So gute Gedanken und Fotos.] Von einer mir unbekanntem Followerin, wohl verstanden. Und ich sage das jetzt nicht um anzugeben, sondern weil es mich einfach freut und ich diese Freude gerne teilen will. Und ja, auch weil es mir sehr viel bedeutet, dass jemand meine Kunstwerklein wertschätzt, sich auf sie einlässt, sich von meinen Gedanken berühren lässt. Vielleicht ist es genau das, was ich überhaupt will, mit meinen Blogtexten, meinen Bildern: Berühren. Anrühren. Zum Schmunzeln, zum Nachdenken, zum Hinschauen, zum Lachen bringen. Etwas auslösen.

Ja, ich gestehe es: In aller Bescheidenheit wünsche ich mir vermutlich, ein bisschen mehr als x-beliebig und austauschbar zu sein. Und ein klein bisschen verstanden zu werden ist ebenfalls eine meiner leisen Hoffnungen. Und ja, ernst genommen zu werden auch.

Geld oder nicht Geld ist letztlich die Frage nach dem Überlebenkönnen. Ob reich sein glücklich macht, bezweifle ich. Von allem, was wir brauchen, genug zum Leben zu haben, setzt dennoch Energie frei, die nicht da ist, wenn wir immer zu wenig haben. Das gilt in allen Bereichen, nicht nur in monetären. Genug Freiraum ist mir so wichtig wie genug Geld zu haben. Wobei ja auch aus Mangel ganz viel Kreatives geboren wurde, zu allen Zeiten.

Dennoch halte ich die Veredelung von Not und Mangel für zynisch. Auch glaube ich nicht mehr an einen übergeordneten Sinn von Not und Mangel, Leid und Krankheit. Höchstens den, dass solche Umstände uns alle, Betroffene ebenso wie Außenstehende, zum Handeln und Umdenken motivieren sollten.

Ja, genug von allem für alle. Das ist mein allergrößter Wunsch.

Nun überlasse ich aber gerne dem Liebsten das Wort. Irgendlink hat zu meinem letzten Artikel folgendes kommentiert:

»Der Markt frisst sich voran bis zur vollständigen Monetarisierung. Es gibt kaum noch kostenlosen Parkraum. An Tankstellen zahlt man für Luft. In China, hoffentlich ist es nur ein Fake, kostet Luft in Flaschen viel Geld. Kinder spielen nicht mehr einfach so wie früher draußen auf den Straßen. In Kitas hütet man sie für viel Geld. Man stirbt auch nicht mehr mit Liebe gepflegt im eigenen Bett. Der letzte Weg führt oft durch eine eiskalt dem Markt unterworfenen Krankenhausmaschinerie mit so lange sinnlosen Operationen und Maßnahmen, bis die Krankenkasse endlich den Geldhahn zudreht oder das Privatvermögen aufgebraucht ist. Der Zugang zum Strand kostete vor dreißig Jahren selten etwas. Der Zugang zu Naturschutzgebieten oder Naturwundern auch nicht.

Die große Geldkrake hat in der Zeit, in der ich auf dem Planeten bin, ihre Arme bis in die entlegensten Winkel des Miteinanders gestreckt.

Es tut weh, das miterlebt haben zu müssen.

Und am wehsten tut das Ringen mit sich selbst, endlich kleinbeizugeben und mitzumachen. Sich dem zu widersetzen, unbezahlbar, heroisch und unglaublich dumm.

Ich habe viele gute Ideen, wofür man Geld nehmen könnte und das Schlimme daran ist, dass andere die Ideen auch irgendwann haben und dass einer sie umsetzt, der nächste ihm folgt und weitere folgen werden und so holt sich der Markt alles, bis es irgendwann nichts mehr gibt, was nicht verrechnet wird, bis kein einziges unbezahltes Ding mehr übrig ist und wir nur noch aus Waren und Dienstleistungen bestehen, sogar das Lächeln wird irgendwann Geld kosten.

Es geht auch nicht um Geld und wieviel, sondern um die Richtung, in die wir Menschheit uns bewegen. Manchmal versuche ich mir vorzustellen, wie ein weltweites Armutsgelübde aussähe, was vielleicht genau die entgegengesetzte Richtung zur dämonischen Marktkrake wäre.«

Wie war doch gleich dieser berühmte Satz?

»Erst wenn der letzte Baum gerodet, der letzte Fluss vergiftet, der letzte Fisch gefangen ist, werdet Ihr merken, dass man Geld nicht essen kann.«

Quelle: Weissagung der Cree (Ureinwohner Amerikas)

Empathie

Die Fähigkeit des Mitfühlschmerzempfindens als Zeichen von Empathie finde ich wunderbar. Ich bin froh, dass um jeden Menschen, der diese Fähigkeit hat. Obwohl ich – wie paradox – ganz besonders bei meinen Liebsten ja nicht will, dass ihnen irgendwer irgendwie weh tut und ihnen irgendwas antut. Empathie ist ein Fluch. Empathie ist ein Segen. Von ihrem Vorhandensein hängt das Wohl einer Gesellschaft ab.

In Bezug auf mein Leben macht es mich sehr dankbar, dass ich Menschen kennen und lieben darf, die meinen Schmerz mitfühlen können. Und die ihren Schmerz mit mir teilen, damit ich ihn mitfühlen kann.

Wenn ich selbst intensive Schmerzphasen habe – seelische oder körperliche –, fliehe ich zuweilen in die Schmerzen anderer, fliehe ich in Bücher, in Filme.

Anderer Menschen Schmerzen kommen mir aber oft sehr nahe – zu nahe? –, so nah als wären sie eigene. Oder sie mischen sich mit den eigenen.

Das sind jene Phasen, wo einfach alles nur weh tut. Das ganze Leben. Diese Fluchten in die Ablenkung sind in diesen Fällen missglückt. Oder auch nicht. Denn manchmal ist Schmerz unausweichlich. Manchmal ist er einfach auch nur Scheiße.

Andere, besonders allerliebste Menschen, mit meinem Schmerz, Teil meiner Geschichte, zu belästigen, zu belasten, lässt mich an Entjungferung denken, an das Ende ihrer Unschuld. Nur in traurig statt in schön. Etwas, das war und nie mehr so sein wird wie vorher.

Vielleicht wird man so zynisch. Bitter. Pessimistisch. Hoffnungslos.

Vielleicht wird man so lebendig. Liebesfähig. Stark. Hoffnungsvoll.

Vielleicht ist der Konjunktiv der Anfang aller Veränderung.

Wildnis hin oder her

Gestern habe ich das Streamen* gelernt. Wie fast immer autodidaktisch. With a little help of a friend. Freundin M. hat vom neulich geguckten Film Captain Fantastic – Einmal Wildnis und zurück geschwärmt, den sie mit ihrer Tochter geschaut hat. Sie wusste, dass er mir gefallen würde. Mit Freundin M. und ihren drei damals noch kleinen Mädels habe ich in einem früheren Leben in einer Hippiekommune im französischen Jura gelebt. Nun ja, Hippiekommune nennt die Jüngste in ihren Internetbiografien unsere damalige Wohnform, ich bevorzuge ja

Lebensgemeinschaft. Egal. Jedenfalls ist es lange her und inzwischen sind wir alle irgendwie mehr oder weniger auf den digitalen Zug aufgesprungen.

Wie auch immer, der Film, den ich gestern Abend gestreamt habe, hat mich tief berührt und an alte Erinnerungen und Sehnsüchte angeknüpft. Der Plot? Eine autark und zufrieden in der Wildnis lebende Familie, die zur Beerdigung der Mutter im Hippiebus in die Welt hinausfährt, gerät immer wieder zwischen die Fronten. Die Kinder, keineswegs ungebildete Wilde, überzeugen Onkel und Tante mit einem breiten Wissen um Zusammenhänge, dennoch sind sie nicht wirklich auf ein Leben in der sogenannten Zivilisation vorbereitet.

Welches ist die wirklichere Welt – die Natur oder die Stadt – und welches Wissen und Können ist wichtiger? Fragen, die am Familientisch beim Verwandtenbesuch diskutiert werden. Und nein, niemals wirkt der Film, wirkt die Geschichte, klischeehaft, niemals peinlich, niemals platt ... Wunderbar dreidimensional wird hier erzählt, wunderbar humorvoll und köstlich schräg. Dazu sehr schön gespielt. Und tiefgründig.

Ja, hier sind sie wieder, die großen Fragen nach dem Ausstieg aus dem Hamsterrad. Die großen Fragen nach dem, was zählt.

Gestern Nachmittag, als ich Freundin L. besuchte – Lehrerin, zurzeit für einige Wochen krankgeschrieben –, sprachen wir einmal mehr über das Hamsterrad. Erst jetzt, wo sie es temporär verlassen musste/durfte/konnte, fällt ihr auf, wie schnell das Rad gedreht hat und wie sehr es sie verbraucht und entkräftet hat. Ausgebrannt? Jein, eigentlich nur auf die Belange der Schule bezogen, sagt sie. Und ja, sie wird aus dieser Erfahrung Konsequenzen ziehen, das Pensum reduzieren, vielleicht noch etwas Anderes, etwas Neues anpacken, vielleicht ... Auf einmal sind wieder Möglichkeiten da, die noch vor zwei oder drei Monaten gar nicht gedacht werden konnten. Wann und wie auch? Dazu fehlten Kraft und Zeit. Schließlich galt es, im Hamsterrad mitzurennen, ohne anzuecken, ohne zu fallen.

Wir rennen, um den Standard halten zu können. Um mehr kaufen zu können. Um uns endlich den ersehnten Urlaub leisten zu können, den wir dringend brauchen, weil wir vom Rennen im Hamsterrad so kaputt sind. Oder immer mehr Leute rennen auch schlicht und einfach nur um zu überleben.

Wer von uns wäre in der Lage, in der Wildnis zu überleben?

Homo non sapiens

Es mag ja unanständig sein, dass ich jetzt und hier über mich und mein Leben nachdenke. Als wäre es wichtiger als das, was geschehen ist. Aber ich denke dennoch über mich nach. Ich denke mich im Kontext mit all dem, was geschieht, was geschehen ist, was geschehen wird. Ich bin mittendrin, Teil des Ganzen, nehme all die Wellen auf, die Wellen der Ereignisse um mich herum. Ich reagiere. Manchmal agiere ich sogar. Meistens bin ich Beobachterin, immer seltener

Handelnde. Immer aber Mit-Denkende und Mit-Fühlende.

Und ja, ich denke also nicht nur über mich nach; fast ständig denke ich auch über unsere Welt nach. Über unsere Welt wie sie mehr und mehr zerbricht und auseinanderfällt. Ja. So, wie alles eines Tages auseinanderfällt. Vielleicht war das schon immer die Bestimmung der Welt. Vielleicht hat auch die Welt ein organisches Ende, nicht nur einen Anfang. Und vielleicht gibt es wirklich keine Hoffnung mehr für den Homo non sapiens, den unwissenden Menschen.

Ich weiß ja, andere rufen dazu auf, bloß nicht in der Chor der Hoffnungslosen einzustimmen, sondern jetzt – besonders auch nach dem Unglück in Berlin – erst recht nicht alle Hoffnung zu verlieren, jetzt erst recht zusammenzustehen, jetzt erst recht mutig für Freiheit und für das Miteinander einzustehen.

Ja, auch das entspricht meiner Sicht der Dinge, auch wenn ich langfristig für die Menschheit wenig Hoffnung habe. Zumal ich nicht so genau weiß, worauf ich hoffen sollte. Die erwähnten Maßnahmen helfen dennoch dabei, das Unerträgliche zu ertragen. Im Großen ebenso wie im Kleinen helfen sie, und gesellschaftlich gesehen ebenso wie persönlich betrachtet. Ich denke an den Sinn des Apfelbaums, den wir auch angesichts des Weltuntergangs pflanzen sollen.

Sisyphos oder der Versuch, nicht durchzudrehen.

Ja, es ist schrecklich, was vor zwei Tagen in Berlin und gestern da und heute dort passiert ist. Und ja, ich bin traurig, sehr, ich bin in Gedanken am meisten bei denen, die Angehörige verloren haben und bei denen, deren Angehörige im Krankenhaus liegen.

Mein erster Gedanke, als ich am Montagabend vom Unglück in Berlin hörte, galt meinen Freundinnen und Freunden, die dort leben. Und meinen dortigen Bekannten aus der virtuellen Welt. Später fragte ich mich, was es ändern würde, wenn jemand, den ich kenne, betroffen ist. Wie anders Schrecken sind und werden, wenn wir selbst jemanden verlieren. Persönliche Betroffenheit macht aus abstrakten konkrete Erfahrungen. Deutschland ist näher als Aleppo.

Schrecklich ist es immer und überall, wenn Menschen aus welchen Gründen auch immer für andere Menschen Schicksal spielen. Schlimm und abstoßen, wenn die einen Menschen willkürlich und mit destruktiver Absicht die Leben anderer Menschen beeinflussen.

Doch wo und wann genau fängt diese Willkür eigentlich an?

[Spekulationen gibt es von mir nicht.]

Empathie ist mehr

Ja, Freundin K. hat recht. Natürlich ist meine kleine Darstellung von Empathie, die ich [neulich hier teilte](#), ziemlich einseitig herausgekommen. Empathie ist nämlich auch die Fähigkeit zur Mitfreude. Während Neid, Vergleich zwecks Besserdasteherei, Ab- und Ausbgrenzung ihr

Gegenteil sind und Mitfreude verhindern.

Irgendwo stehen wir empathischen Menschen also immer mittendrin, mitten zwischen Mitfühlen & Mitleiden *und* Mitfreuen & Mitjauchzen. Das ist manchmal ganz schön anstrengend.

Den meisten empathischen Menschen, die ich kenne, fällt zudem geben leichter als annehmen. Mir auch. Doch dieses Jahr lehrt mich so langsam dieses Annehmen zu lernen – materiell ebenso wie in Form von Fürsorge. Auch wenn es sonst mehrheitlich ein schweres Jahr für mich war, schaue ich doch dankbar darauf zurück. Und dass ich Menschen kennen darf, die bereit sind, mir ganz praktisch zu helfen, wenn ich nicht mehr weiterkomme.

Ihr – du, du, du und du – ja, auch ihr seid solche Menschen. Ich danke euch.

Innen und außen

Es war einmal eine kleine, scharfe, würzige Zwiebel, die sich eines Tages anbot, Teil eines köstlichen Gemüseintopfs zu werden. Da sie aber aktuell die letzte ihrer Art, in ihrem Zwiebel-Tontopf, war, beschloss ihre Köchin, unsere hübsche, kleine Zwiebel zu halbieren. Sie hatte vor, am nächsten Tag mit der zweiten Hälfte der dienstbereiten Zwiebel ein weiteres Gericht zu würzen. Darum also legte sie die kleine halbe Zwiebel, gut verpackt, in eine Dose.

Tage gingen übers Land in welchen die Köchin ihre Gemüsevorräte im Einkaufsladen aufstockte, neue Zwiebeln kaufte, neue Gerichte kochte und das Leben lebte, das sie eben lebte.

Als eines nicht allzu fernen Tages der Liebste unserer Köchin beim Zwiebelschälen mitanpackte, entdeckte er die kleine Dose mit der gut verpackten halben Zwiebel darin. Staunend wurden die beiden sogleich der halben Zwiebel gewahr, die die Zeit ihrer Ruhe dazu genutzt hatte, ihr Innerstes nach außen zu stülpen. Groß war die Freude der Köchin und des Kochs darüber, dass die vergessene Zwiebelhälfte die Zeit ihrer Vergessenheit nicht mit Faulwerden verbracht hatte, sondern geradezu über sich selbst hinausgewachsen war, sich weiterentwickelt hatte und dabei nichts von ihrer Schärfe und Würze verloren hatte. Was für eine wunderbare Sauce sich nun aus der halben Zwiebel kochen ließ!

Zwischen den Jahren #1

Vorgestern, einem besuchsfreien Tag, genossen wir das wunderbare, klirrend kalte Wetter auf einer kleinen Bergwanderung. Nun ja, die Aargauer Berge sind ja eigentlich Hügel. Aber sie heißen trotzdem Berge, und wenn auch nur darum, weil man von hier oben in der Ferne die Berge sieht.

Den Bessenberg, den Bässebärg, kannte ich jedenfalls – trotz relativer Nähe – nicht. Aber er hat mich begeistert.

Ich hoffe, ich kann mit meinen Bildern, all denen, die im Nebel sitzen – ob nun realem oder mentalem –, ein bisschen Sonne ins Gesicht zaubern.

Zwischen den Jahren #2

Gestern sind wir ins Zürcher Oberland gefahren und haben da Freund M., meinen ehemaligen Zürcher WG-Kumpel aus jungen Jahren, samt seiner kleinen Familie besucht, die sich dort in einem kleinen Dorf über der Nebelgrenze niedergelassen haben.

Herrliches Wetter zum Spazierengehen. Und zum Versteckisspielen ebenfalls.

Neues Jahr und so.

Da sitzen und warten, bis das neue Jahr vorbeikommt.

Leise.

Es in den Arm nehmen und zu einem lieben Freund werden lassen.
Hoffentlich.

Jeden Tag erneut verstehen, dass es neue Anfänge gibt und neue Wege zu gehen.

Immer.

+++

... und jetzt, mangels Fonduerechaud (und -caquelon), einen kleinen Herd aus Kerzen bauen. Für unser Fondue.

+++

Gehabt euch wohl und bleibt mir gewogen.

Danke, dass ihr da seid, ihr alle, die ihr das lest.

Startet froh und so gesund wie möglich ins neue Jahr, habt euch lieb, tragt euch Sorge und vergesst nicht, euch immer schön die Hände zu waschen vor dem Essen.